

## fhl-Erzählungen



Thomas Josef Wehlim wurde 1966 in Witten/Ruhr geboren. Er verbrachte Kindheit und Jugend im Rheinland und studierte Mathematik in Mainz. Wehlim lebt und arbeitet seit 1996 mit seiner Familie in Leipzig. Er schreibt Prosa, Lyrik und Theaterstücke. Seine Texte wurden in zahlreichen Literaturzeitschriften und Anthologien veröffentlicht, er erhielt den zweiten Preis des ›Irseer Pegasus‹ im Jahr 2011 für Kurzprosa. ›Kapitulationen‹ ist sein erster Erzählband im fhl Verlag Leipzig.

Thomas Josef Wehlim

# Kapitulationen

 fhl Verlag

ISBN 978-3-942829-09-0

1. Auflage 2011

© 2011 by fhl Verlag Leipzig UG  
Alle Rechte vorbehalten.

Lektorat: Anne Geißler

Titelbild: particula/photocase.com

Satz: fhl Verlag Leipzig UG

Druck & Bindung: TOTEM, EU

Ein Verlagsverzeichnis schicken wir Ihnen gern zu:

fhl Verlag Leipzig UG

Gerichtsweg 28

04103 Leipzig

[www.fhl-verlag.de](http://www.fhl-verlag.de)

[kontakt@fhl-verlag.de](mailto:kontakt@fhl-verlag.de)

# Inhalt

## Alltägliche Tage

Cyber Advocate .....	9
Normal ist, was immer ist .....	18
Einbahnstraßen .....	22
Krähen .....	26
Das zweite Kind .....	30

## Große enge Welt

Piraten .....	37
Feldweb, oder: Vorübergehend nicht verwendungsfähig .....	44
Lady Death .....	50
Sieverts Tor .....	57

## Geschichte und andere Störfaktoren

Erdbeeren .....	67
Germanicus, A.D. 15 .....	73
Burn Unit .....	82
Jeremenko .....	88
Srebrenica .....	98
Leichen im Fluss .....	104

## **Die Minderheit des Ichs**

Voice Maker .....	115
Anna, oder:	
Was würde Sherlock Holmes sagen? .....	120
Arthur .....	127
Gottes Schiff .....	135
Die Hinrichtung .....	146
Grammatikstunde.....	149

---

# ALLTÄGLICHE TAGE



## Normal ist, was immer ist

»Wo gehen wir hin, Mama?«

»Zu einem Freund, Eva. Pack deine Zahnbürste ein.«

»Und wie heißt der Freund?«

Du fragst nicht wie ein Kind. Du fragst wie ein Verfolger.

Sie verlassen das Haus. Ein regnerischer Dezemberrnachmittag ist es. Oben im Haus brennt schwaches Licht. Die Mutter schließt die Tür ab. Zweimal. Und rüttelt dran. Immer rüttelt sie an der Tür. Eva wartet. Normal ist, was immer ist.

Sie gehen zur Haltestelle. »Kommt heute noch Schnee, Mama? Es ist doch Weihnachten.«

Die Mutter sagt nichts. Ich weiß es nicht.

Sie warten auf die Straßenbahn. Erst fährt eine Adventsbahn vorbei. Der Fahrer hat eine rote Adventsmütze an, und die Erwachsenen und Kinder darin auch. Die Adventsbahn hält nicht an. Sie ist in Eile. Vielleicht fährt sie dorthin, wo Schnee ist. Dann kommt die richtige Straßenbahn. Eva und die Mutter steigen ein mit ihren Taschen. In dieser Bahn hat niemand eine Adventsmütze an.

Die Straßenbahn fährt zum Bahnhof. Die Mutter steigt mit Eva aus und geht auf den Bahnsteig.

»Wie lange fahren wir mit dem Zug?«, fragt Eva.

Die Mutter sagt nichts. Vielleicht zwei oder drei Stunden.

»Und wann kommen wir wieder?«

Der Zug kommt. Sie steigen ein. Es ist ein billiger Zug. Einer, mit dem billige Menschen fahren. Es ist immer dersel-

be Geruch in diesen billigen Zügen. Als hätte man Metall in der Nase. Sie setzen sich. Der Zug fährt los. Ihnen schräg gegenüber sitzt ein Mann. Er liest Zeitung. Eine billige Zeitung. Einmal beim Umblättern schaut der Mann kurz auf zu der Mutter. Vielleicht, weil er sie schön findet. Die Mutter sagt zum ersten Mal, seit sie los sind, etwas zu Eva: »Lass uns den Wagen wechseln.«

Sie wechseln den Wagen. So ist es fast immer. Wenn sie mit dem Zug fahren, wechseln sie mehrmals den Wagen. Normal ist, was immer ist.

Der Zug hält in einer Stadt. Sie steigen aus. Sie warten am Bahnsteig.

»Holt uns jemand ab, Mama?«

Die Mutter sagt nichts. Er hat mir gemailt, dass er mich abholt.

*Es wär schön wenn wier uns trefen könden. Schiggst du mir noch ein Fodo von dier?*

*Ja das finde ich auch. Komm zu mir mit dem Zug.*

*Kannst bei mier übernachten. So lang du willsd.*

*Ich habe zwei kleine Kinder. Fünf Jare (Eva) und eineinhalb (Denny).*

*Kannst die Große Mitbringen. Fuer den kleinen such jemant, weißt du wenn das Kind nachts schreit koennen wir so schlechd schmusen. Ich hol dich ab vom Bahnhof.*

*Ja ich nem nur die Grose mit. Hab auch so Sensucht nach schmusen. Bis übermorgen dan.*

Die Mutter holt einen Zettel aus ihrer Tasche. Sie verlassen den Bahnhof und gehen zu Fuß. Zum zweiten Mal seit ihrer Reise spricht die Mutter. Nicht mit Eva. Sondern mit zwei Passanten. Der erste sagt im Vorbeigehen: »Das ist jetzt ungünstig!« Der zweite kennt den Weg. Sie gehen weiter. An einem Haus klingeln sie.

Ein Mann öffnet. Er ist etwa fünfzig und hat starke Arme. Der Mann lässt sie rein.

»Mama, wo ist mein Zimmer?«

Die Mutter sagt nichts. Du siehst anders aus als auf dem Foto. Es riecht in der Wohnung. Anders als in den riechenden Zügen. Aber nicht besser.

*Wir werden dich immer lieben. Mögest du Frieden und Liebe finden im Paradies. Wir, die wir zurückbleiben, werden immer leben müssen mit unserer Schuld. Vergib uns.*

Sie essen etwas. Ravioli. Der Mann trinkt drei Dosen Bier. Es scheint ihm nichts auszumachen. Als würde das Bier einfach hinten wieder rauslaufen. Dann gibt es Geschenke. Weil Heiligabend ist. Es gibt keinen Weihnachtsbaum. Dafür läuft dauernd der Fernseher. Aber Eva bekommt eine Barbiepuppe.

»Danke, Mama, die Puppe ist so schön. So schön rosa.«

Die Mutter sagt nichts. Ich liebe dich, Eva.

Eva geht schlafen. Nachts hört sie Mama wimmern. Eva schläft wieder ein.

Zum Frühstück gibt es wieder Ravioli. Doch diesmal nur kalte. Der Mann trinkt wieder Bier und guckt Fernsehen dabei. Die Mutter wimmert und isst nichts. Sie wimmert den ganzen Tag und auch die nächste Nacht. In der Nacht schreit sie sogar einmal ganz fürchterlich. Am zweiten Morgen gibt es alten Toast mit Marmelade. Und Eva bekommt ein Glas Milch.

*Was passiert, wenn aller Zucker, alles Fett aufgebraucht ist? - Der Körper beginnt sein Eiweiß zu verbrennen. - Und was bedeutet das? - Es bedeutet, im tiefsten Winter in einem Holzhaus die Außenwände einzureißen, um an Brennholz zu kommen.*

Die Mutter sagt nach dem Frühstück zu Eva. »Wir fahren.«

Sie verlassen das Haus mit dem riechenden Mann. Sie gehen zum Bahnhof. Sie fahren mit dem Zug zurück.

Sie warten an einer Straßenbahnhaltestelle am Bahnhof. Diesmal kommt keine Adventsbahn. Der Advent ist vorbei. Weil Weihnachten ist. Sie fahren mit der richtigen Bahn nach Hause. Die Mutter schließt die Tür auf. Alles ist dunkel, bis auf das schwache Licht oben. So wie von einem Engel aus einer fernen Welt.

Eva geht nach oben zu Denny, um ihm die Barbiepuppe zu zeigen. Immer riecht es schlimm in seinem Zimmer. Schlimmer als in allen billigen Zügen auf einmal. Denny liegt in seinem Bettchen. Er atmet schwer. Manchmal hustet er. Doch der Husten scheint in seinem Innern versteckt zu sein. Als würde der Husten gar nicht mehr bis nach oben zum Mund kommen. Eva berührt ihren Bruder. Denny hat einen heißen Kopf.

Eva geht runter. Die Mutter sitzt in einer Ecke und wimmert.

»Mama, Denny geht es nicht gut.«

Die Mutter sagt nichts. Ich weiß, Eva, ich weiß.

Normal ist, was immer ist.

## Einbahnstraßen

Befremden im Stadtrat, in den Parteien (nicht allen natürlich), bei der Arbeiterschaft, auch bei diversen Bürgerlichen darüber, dass das für die Verkehrsplanung zuständige Amt, das sich, im Zuge der allgemeinen Sprachumgestaltung, ›Ministerium für urbane Mobilitätsfragen‹ nennen darf, im Alleingang quasi, aber unwiderruflich hat verlautbaren lassen, diejenigen Schilder, welche bestimmte, noch beim Namen zu nennende Straßen eindeutig als Einbahnstraße kennzeichnen würden, seien demnächst auch als für Fußgänger gültige Schilder aufzufassen. Punktum.

Außerdem zu hören: Auf eine diese Neureglung deutlich machende Doppelbeschilderung werde aus Kostengründen verzichtet, im übrigen sei Kontrolle darüber, ob das zukünftige Verhalten der zu Fuß gehenden Bürger in einem zu vertretenen Verhältnis zur neuen Regelung stehe, möglich und auch beabsichtigt. So viel das Amt.

Die Gegenseite, nach anfänglich hilflosem Staunen: Über die Gründe für diese in keiner Weise sinnvolle Initiative des Amtes sei nur herauszubekommen, dass die Enge der Bürgersteige in den betreffenden, nach wie vor ungenannten Straßen keine nebensächliche Rolle bei der Entscheidungsfindung gespielt habe. Als ob, so die Philosophischen unter denjenigen, die glauben, dem Beschluss des Amtes verständnislos gegenüber stehen zu müssen, als ob die Fußgänger, die ja die eigentlicheren Menschen seien, nicht schon genug damit zu tun hätten, der ›Einbahnstraße Leben‹ gerecht zu

werden. Mehr wird einstweilen nicht bekannt über den Vorgang.

Hervortretend in dieser ganzen unangenehmen Sache der Mann, der schon einmal, im Kampf gegen den Abriss der alten Schule, die Bevölkerung einte, Bänder, Gemeinsamkeiten spann zwischen Menschen, die nichts besaßen, um durch die Welt zu greifen, die sie trennte vom jeweils anderen: Samuel Pfeiffer mit Namen, dieser Mann: Journalist und vorerst heimlicher Komponist von seltsam traurigen Klavierstücken und Bläserquintetten. Letzteres wissen Freunde, die aus dem Schatten Samuel Pfeiffers nur selten heraustreten. Samuel Pfeiffer also wieder, unbequeme Fragen stellend an Beamte des den Streit verursachenden Ministeriums: Wer denn jemals von diesen hohen Herren einen Tag lang in einer der betreffenden Straßen, deren Namen er sich gut denken könne, obwohl noch nicht veröffentlicht, zugebracht hätte? Einem solchermaßen Handelnden wäre dann zwangsläufig aufgefallen, dass die Frequentierung der zu den betreffenden Straßen gehörenden Bürgersteige (alleamt Wohnbürgersteige, die in Frage kommen) zu schwach sei, um Begegnung zweier Menschen aus verschiedenen Richtungen wahrscheinlich zu machen. Im Übrigen sei Ausweichen auf Straße möglich, die pro Stunde durchschnittlich nur fünf bis zehn Autos zu sehen bekomme. So der Mann Samuel Pfeiffer.

Bekam als Antwort zu hören: Die Wahrscheinlichkeit, dass Ausweichender von einem gleichzeitig die Straße befahrenden Auto erfasst werde, sei nicht gleich null. Mehrere Argumente noch, von beiden Seiten. Stille lang. Unruhen in den vermutlich betroffenen Straßen, zerbrechende Fensterscheiben. Polizei vereinzelt auftauchend, bei Samuel Pfeiffer und anderen. Jedoch keine Schüsse oder Verletzte.

Einige Tage später Bekanntgabe des Zeitpunktes, an dem

Inkrafttreten der neuen Regelung erfolgen soll. Unmut bei zahlreichen Stadträten. Diskussionen über die Frage, ob Pasant, der in einer der betreffenden Straßen Geldbörse verliert, zehn oder zwanzig Meter weitergeht, Verlust bemerkt und zurückläuft, wegen des kurzfristigen Falschgehens zu tadeln oder zu verfolgen sei. Amt für urbane Mobilität: Allgemeinwohl gehe vor Briefftasche. Weist auf Existenz eines Fundbüros hin. Weiterhin das Amt: Eine solche Randfälle betreffende Direktive werde noch ausgearbeitet.

Farbloser Bürgermeister, trotz drei Wochen Spanien. Erste Protestkundgebungen. Lieder, Bier, gute Reden, die, je besser sie sind, um so weniger bewirken. Stadtteil, südlicher, nutzt allgemeine Verwirrung, um separatistische Forderungen neu zu formulieren.

Amt für Mobilität, urbane, will wissen, von Samuel Pfeiffer vor allem, ob denn überhaupt gute Gründe gegen das Projekt bekannt seien? Ja, so Samuel Pfeiffer, insbesondere: Die Freiheit des Menschen. Zu allgemein, so das Amt für Urbanitätsfragen. Die Freiheit des Menschen schließe nicht unbedingt mit ein, dass der Mensch auch rückwärts gehen dürfte. Im Übrigen, empfiehlt Amt den Unverständigen, könne man die neue Regelung auch symbolisch verstehen: Bürger der Stadt gehen nur vorwärts, niemals zurück. Der Mann Samuel Pfeiffer, im Gegenzug: Wie denn das Amt mit jemandem verfare, der zwar die vorgeschriebene Richtung gehe in einer solchen Straße, dies aber rückwärts, also mit dem Rücken nach vorn. Schwieriger Fall, so das Amt für Mobilität in urbanen Strukturen. Sei aber nicht zu erwarten. Verweist auf entsprechende, in der Planung befindliche Direktive. Lächeln beim Mann Samuel Pfeiffer. Bringt seinen ersten Band mit Klavierstücken heraus. Kritik der Musikszene: Einfalllos, wenn auch stimmungsvoll. Vorwurf von Seiten Samuel Pfeiffers: Kritiker würden vom Amt für mobile Urbankomplexe bezahlt. Erster stresstoter Parlamentarier.

Bürgermeister weist alle Schuld von sich: Zu viel Kaffee getrunken, der jetzt Tote. Gesetz ›Einbahnstraßen für Fußgänger‹ tritt in Kraft. Hoffnung des verantwortlichen Amtes: Bürger gewöhnt sich an alles. Bekanntgabe der vom Gesetz erfassten Straßen. Widerstrebender Pubertärer, der eine solche Straße zehn Meter zurückgeht, obwohl falsche Richtung, wird exemplarisch für zwei Stunden inhaftiert. Sonst keine Vorkommnisse. Langsam Ruhe eintretend. Unbekannte legen Tage später, obwohl verboten, Blumen auf das Grab von Samuel Pfeiffer.

## Krähen

Der Pater hat sich angemeldet für drei Uhr nachmittags. Nach einer Beerdigung. Die Mutter ist in der Küche und macht Tee. Der Vater sitzt im Anzug in der Wohnstube und liest Zeitung. Als müsse man bei all den Katastrophen festlich gekleidet sein. Der Sohn spielt im Garten. Über der Arbeitersiedlung sitzt die Sonne und spielt mit den Menschen.

Der Pater kommt pünktlich. In einer schwarzen Limousine. Nur Pater haben solche Wagen. Die Wagen können ja nicht Grün oder Blau sein. Obwohl ja der Himmel auch blau ist. Der Himmel, in den die Beerdigten reisen.

Der Pater klingelt. Die Mutter öffnet. Der Pater ist ein junger Mann. Und schön. Die Mutter seufzt. Ja, wenn. Zwanzig Jahre jünger. Und der Pater kein Pater. Doch wie hat die Großmutter immer gesagt: Nimm einen hässlichen Mann. Nur hässliche Männer sind treu.

Der Pater tritt ein. Pater treten ein, ohne hereingebeten zu werden. Kraft ihres Amtes. Die Mutter fragte: »Möchten Sie Tee, Hochwürden?«

Der Pater sagt: »Gerne.« Er ist ein freundlicher Pater.

Die Mutter führt den Pater ins Wohnzimmer. Der Vater ist beim Klingeln aufgestanden von seinem Lesesessel. Und steht nun im Anzug vor dem Pater. Den Anzug hat er schon vor einer Stunde angezogen. Wer weiß. Falls die Beerdigung früher zu Ende geht. Leichen sind unberechenbar.

Der Vater sagt: »Hochwürden, Euer Besuch ist eine große Ehre für uns.« Der Vater sagt selten so lange Sätze.

Der Pater sagt: »Nun bleiben Sie mal auf dem Teppich. Ich bin auch nur ein Schaf Gottes. Wie wir alle.« Der Pater ist ein bescheidener Pater.

Er nimmt Platz auf dem Sofa. Kraft seines Amtes.

Die Mutter bringt den Tee. Diesen Tee gießt sie nur auf, wenn hoher Besuch kommt. Einmal alle drei Jahre. Ansonsten brüht sie etwas auf, was kein Teetrinker Tee nennen würde. Allenfalls warmes Weihwasser.

Die Mutter gießt dem Pater eine Tasse ein. Der Pater nimmt einen Schluck. Danach süßt er den Tee. Der Pater nimmt wieder einen Schluck. Der Tee scheint nun süß genug zu sein.

Der Pater sagt. »Nun, lassen Sie mich schnell zur Sache kommen. Ich habe leider nicht die Zeit, die ich gerne hätte, um mich mit ihnen länger und öfter zu unterhalten.«

Der Vater und die Mutter nicken. Der Pater ist ein höflicher Pater. Und einer mit vollem Terminkalender. Kraft seines Amtes. Gottesdienste. Beerdigungen. Trauungen. Für jeden was dabei.

Der Pater sagt: »Es geht um Ihren Sohn.«

Der Vater und die Mutter schauen sich an. Es ist in ihren Gesichtern auf einmal ein komischer Blick. Als sei eine hässliche schwarze Krähe im Anflug auf ein schönes Blumenfeld. Der Pater versteht. Er ist ein kluger Pater.

»Nein, nein, er hat nichts ausgefressen. Um Gottes willen.«

Der Vater und die Mutter schauen sich an. Die Krähe ist wieder fortgeflogen.

Die Mutter sagt: »Patrick ist so ein stilles Kind.«

Der Vater nickt nur. So ist Genetik.

Der Pater nimmt wieder einen Schluck Tee. Er verschluckt sich ein bisschen und muss einige Male husten.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagt der Pater. Er ist ein vornehmer Pater.

Er fährt fort: »Also, der Lehrer in Patricks Schule, er sagt ...«

Erneut schauen sich Vater und Mutter an. Wieder ist so eine hässliche Krähe im Anflug. Auf dieses schöne Blumenfeld. Auf dem Vater und Mutter sich einst die ewige Liebe versprochen. Die Liebe ist vor langer Zeit schon weg geflogen. Im Gegensatz zu der anfliegenden Krähe.

»Nein, nein«, sagt der Pater. »Auch in der Schule hat Ihr Sohn nichts angestellt.«

Die Krähe fliegt wieder fort.

»Also, der Lehrer«, fährt der Pater fort, »er sagt, Patrick ist hochtalentiert, und hat mehr Möglichkeiten als die meisten anderen seines Alters in der Schule.«

Mehr Möglichkeiten. Vater und Mutter sitzen da. Als sei der Heiland vom Himmel gefallen. Und direkt in ihr Haus. Der Vater arbeitet in einer Lederfabrik. Jeden Morgen wacht er auf und denkt: Diese Gerbstoffe bringen mich um. Und geht arbeiten. Jeden Abend kommt er ein Stück umgebrachter nach Hause.

Der Pater nimmt wieder einen Schluck Tee.

»Also«, sagt er, »ich habe beschlossen, Patrick zu fördern und ihm zusätzlich Unterricht zu geben. Bewährt er sich dort, kann er in zwei oder drei Jahren ins Priesterseminar.«

Es gibt keine schwarzen Krähen mehr.

Die Mutter und der Vater sagen nichts. Wer einen Sack Gold geschenkt bekommt, sagt nichts. Der Pater fragt: »Wo ist denn Ihr Sohn?«

Die Mutter steht auf und holt Patrick. Patrick macht einen Knicks vor dem Pater. Patrick sagt nichts. Er steht da wie ein Engel.

»Er ist ein stilles Kind«, sagt die Mutter. Und zu Patrick: »Patrick, der Pater möchte dir zusätzlichen Unterricht geben, und vielleicht kannst du dann ins Priesterseminar. Wenn du es gut machst.«

»Nun geh wieder spielen«, sagt der Pater. Der Pater ist ein väterlicher Pater. Er versteht Kinder. Obwohl er selbst keine hat. Aber Gott lässt die Pater, die Kinderlosen am besten die Kinder verstehen. Patrick macht wieder einen Knicks und geht raus zum Spielen.

Der Pater nimmt wieder einen Schluck Tee.

»Also, sagt der Pater, »der Zusatzunterricht ist einmal die Woche einen ganzen Nachmittag. Donnerstags.«

Donnerstags hat der Pater Zeit. Sonntag und Mittwoch ist Gottesdienst. Samstags sind Trauungen. Freitags Beerdigungen. Und wenn es heiß ist, auch montags und dienstags. Tote mögen es nicht so warm.

Vater und Mutter sehen wieder eine Krähe herbei fliegen. Der Pater ist ein fürsorglicher Pater. Er sagt: »Sie müssen sich keine Gedanken über den langen Weg von hier zu meiner Gemeinde machen. Ich hole Patrick mit dem Wagen ab und bringe ihn auch wieder zurück. Ich muss ohnehin meist davor oder danach Erledigungen machen.«

Alle Krähen der Welt sind tot. Der Pater steht auf. Kraft seines Amtes. Obwohl sein Tee nicht ganz leer ist. Wichtige Leute müssen ihren Tee nicht leer trinken. Der Vater gibt ihm die Hand zum Abschied. Vor Freude kann er nichts sagen. Auch der Vater war ein stilles Kind damals.

Der Pater ist einfühlsam. Er sagt nur: »Auf Wiedersehen.«

Die Mutter begleitet den Pater an die Tür. Sie sagt: »Danke, Hochwürden, danke für alles.«

Der Pater verabschiedet sich. »Bis Donnerstag dann.«

Der Pater fährt mit seinem schwarzen Auto davon. Die Mutter geht stolz in die Küche und macht Abendbrot. Der Vater liest Zeitung, als hätte sich etwas ereignet in dieser Welt. Patrick ist im Garten und spielt.

## Das zweite Kind

Eines Tages kam ein Mann. Mit dem Zug aus dem Süden war er gekommen. Von dort, wo die Menschen über den Norden schimpfen.

Vom kleinen Bahnhof des Dorfes ging der Mann die Straße entlang zum einzigen Gasthof im Dorf. Er schaute nicht nach links und nicht nach rechts. Während er ging, zog er ein Bein nach. Das rechte. Als sei sein linkes Bein aus Fleisch und das rechte aus Beton. Immerzu schaute der Mann auf den Boden. Vielleicht suchte er nach Geldmünzen oder einem verlorenen Zettel. Nur manchmal hob er den Kopf. Damit er sich nicht verlief.

Er erreichte den Gasthof. Der Wirt stand hinter der Theke. So wie immer.

»Fünf Nächte«, sagte der fremde Mann.

»Fünf Nächte«, wiederholte der Wirt. Als wolle er sagen: Das ist sehr lang. Oder: Das ist sehr kurz.

Der Wirt schrieb etwas in ein Buch. Dann gab er dem Mann zwei Schlüssel. In seinem Dorf sprach man nicht viel. Nur bei Feuer oder frühen Toten.

Der Mann ging auf sein Zimmer. Nach einer Weile kam er wieder herunter.

»Ich gehe spazieren«, sagte er.

Der Wirt nickte. Es war ein heißer Sommertag. Niemand ging bei dieser Hitze spazieren. Höchstens die Bauern auf ihren Feldern. Um zu sehen, ob nun auch das letzte Getreide vertrocknet war. Als sei man in Indien oder der Sahel-Zone.

Der Mann ging die Dorfstraße entlang in Richtung Wald. Wieder zog er sein rechtes Bein nach. Als hing nicht nur Beton dran, sondern die ganze Welt.

Nach einer Weile kam ein Streifenwagen. Aus der benachbarten Kreisstadt. Ein Polizist stieg aus.

»Zeigen Sie mir Ihre Papiere.«

Der fremde Mann griff in seine Hosentasche und zeigte ihm den Ausweis.

»Werden Sie öfter kontrolliert?«, fragte der Polizist.

»Ich bin sehr krank«, sagte der Mann.

»Warum gehen Sie dann bei dieser Hitze spazieren?«

»Erinnerungen«, sagte der Mann.

Der Polizist schüttelte den Kopf. Dann fuhr er davon. Er war ja auf Streife.

So ging es zwei Tage lang. Fröhorgens frühstückte der fremde Mann. Eine halbe Scheibe Brot mit Marmelade und eine Tasse Kaffee. Spätorgens lag er auf seinem Zimmer wegen seines schweren Beins. Dann ging er trotz seines schweren Beins und der Hitze spazieren. Die Bauern vergaßen das vertrocknete Getreide auf ihren Feldern.

Am dritten Tag kam eine Reporterin.

Von ›Rund um X‹ aus der Kreisstadt. Sie hatte über das vertrocknete Getreide geschrieben. Nun war dieser Mann da.

Sie fragte ihn: »Darf ich mit Ihnen sprechen?«

»Nein«, antwortete der Mann.

»Warum sind Sie hier?«

»Nein«, sagte der Mann noch einmal.

Am nächsten Tag kam die Reporterin wieder.

Sie sagte: »Ich habe im Archiv gekramt. Und mich gefragt: Was ist in den letzten fünfzig Jahren hier passiert? Dass einer von weit her kommen könnte. In dieses völlig unwichtige Dorf.«

»Nein«, sagte der fremde Mann.

»Wie alt sind Sie?«

»Nein«, sagte der Mann wieder.

Am vierten Tag frühstückte der Mann nicht. Sondern ging vom Bett aus direkt in den Wald. Die Journalistin fuhr ihm mit dem Fahrrad nach. Sie hatte zurzeit auch keine andere Geschichte als diesen fremden Mann, der immer ›Nein‹ sagte.

Nach drei Stunden Irrfahrt fand sie ihn. Er saß auf einem Holzstoß und schaute einen Berghang hinunter. Sie setzte sich neben ihn. Der fremde Mann sagte nichts.

Sie sagte: »Vor genau 48 Jahren verschwand ein Mädchen aus diesem Dorf. Ein Auto kam in das Dorf. Ein Mann und eine Frau waren darin. Bei einer spielenden Kindergruppe hielten sie an. Die Frau auf dem Beifahrersitz im Auto fragte: Kennt ihr den Weg ins Dorf Y? Das Mädchen versuchte, ihn zu erklären. Die Frau sagte: Ich verstehe dich nicht. Kannst du nicht mit uns fahren und uns den Weg zeigen? Das Mädchen stieg ein. Es wurde nie mehr gesehen. Nicht tot. Nicht lebendig. Vorletztes Jahr starb seine Mutter. Auf ihrem Grabstein steht: Werde ich dich nun wiederssehen?«

Der fremde Mann starrte den Berghang hinunter.

»Sind Sie deswegen hier?«, fragte die Reporterin.

»Ja«, sagte der Mann.

»Was haben Sie mit dem Fall zu tun?«

»Nein«, sagte der Mann.

»Sie sind nicht alt genug, um der Fahrer dieses Autos und mutmaßliche Täter zu sein. Der wäre heute mindestens 80.«

Der fremde Mann sagte nichts. Er ging los. Zurück in das Dorf.

Die Reporterin folgte ihm nicht. Sie fuhr in die Kreisstadt und dort zur Polizei. Ein Streifenwagen fuhr schnell ins Dorf, zum Gasthof mit dem fremden Mann. Die Reporterin durfte mitfahren.

Der Wirt sagte: »Er ist oben in seinem Zimmer.«

Der Polizist klopfte an die Tür. Es kam keine Antwort.

Die Tür war nicht abgeschlossen. Der fremde Mann lag auf seinem Bett. Das Bettlaken war ganz rot. Als hätte jemand Kirschsafte verschüttet.

Der Polizist guckte in das Gesicht des Mannes. »Tot«, sagte der Polizist. Der fremde Mann war ja auch krank. Und hatte sich zur Sicherheit die Pulsadern aufgeschnitten. Falls die Krankheit nicht ausreichen würde. Ein Zettel lag auf dem Tisch. Die Reporterin nahm den Zettel. Auf ihm stand:

In diesem Auto war noch ein zweites Kind. Ich war das zweite Kind.





# GROSSE ENGE WELT



## Piraten

Vor Abudas Augen war das Meer. Jeden Tag. Jede Nacht. Mit dem Meer begann das Leben, mit dem Meer endete es. Und das Meer würde noch da sein, wenn alle Leichen die Flüsse hinunter getrieben waren, und alle Götter sich längst davon geschlichen hatten. So hatte es der Mediziner gesagt. Der so alt schien wie Afrika selbst.

Abuda kannte das Meer. Immer war sein Vater auf das Meer hinausgefahren. Zum Fischen. Vor vielen Jahren. Viel zu essen hatten sie da in dieser Zeit gehabt. Dann, eines Tages, verschwanden die Fische von der Küste. Als gehe es ihnen anderswo besser. Monatlang kamen die Fischer mit leeren Händen zurück. Bis sie aufgaben. Und eines Tages kam auch Abudas Vater nicht mehr zurück. Als würde er nun irgendwo anders nach den Fischen suchen.

Manchmal, von seinem Dorf aus, sah Abuda die Tanker und Containerfrachter vorbei fahren. Auf dem Weg in den Persischen Golf oder ins Rote Meer. Die Schiffe sahen aus wie riesige Wale, aus deren Atemlöchern kein Wasserdampf, sondern rußige schwarze Ölschwaden kamen. Doch diese Schiffe waren wie aus einer fremden Welt. Der Welt der Weißen und des Reichtums. Sie waren so weit weg, wie die Armut und der Hunger nahe waren in Abudas Dorf.

Manchmal verirrten sich Weiße bis in sein Dorf. Zuerst lächelten die Weißen meist. Und hörten staunend den Trommeln und Gesängen zu, die die Dorfbewohner jedes Mal für sie vorbereitet hatten. Dann, wenn sie durch die Hütten gegangen waren, schauten die Weißen auf einmal sehr traurig

aus. Als hätten sie die vielen Kinder mit den Hungerbäuchen gesehen. Die Fiebernden und Schreienden. So waren auch zwei von Abudas Schwestern gestorben. Und sein älterer Bruder.

Wenn die Weißen alles gesehen hatten, gingen sie fort. Mit wichtigen Gesichtern. So, als hätten sie Entschlüsse gefasst. Manchmal kam zwei oder drei Wochen später ein Lastwagen mit Mehl oder Milchpulver an. Oder ein leerer Lastwagen, auf dem einmal Mehl oder Milchpulver gewesen war, und jetzt nur noch eine dünne staubige Mehlschicht auf der Ladefläche. So, als hätten sie anderswo noch viel mehr Hunger gehabt als in Abudas Dorf. Doch Abuda konnte sich nicht vorstellen, dass man woanders noch mehr Hunger haben konnte. Und kratzte mit den anderen die dünne Mehlschicht mit Löffeln vom Laster.

Dann, irgendwann, kamen keine Weißen mehr. Nur die Sonne kam noch. Jeden Tag. Und mit ihr die Hitze, die Dürre, der neue Hunger. Und das Meer draußen schien ganz unbeeindruckt. Von der Hitze, den Fliegen auf den Kadavern. Die Tanker und Frachter fuhren, als gebe es sein Land gar nicht. Oder als wollten sie zumindest ganz schnell vorbei.

Dann kam ein Krieg. Abuda fand einen schwarzen toten Mann in der Savanne. In einem Seidenanzug. So wie ihn manche der weißen Männer früher getragen hatten. Ein richtiger Krieg ist, wenn tote Männer in Seidenanzügen herumliegen. Abuda, der erst 11 war, zog dem Mann den Anzug aus und ihn sich selbst an. Die Hosen waren viel zu lang, und auch die Ärmel schlackerten weit über die Hände hinaus. Wie eine Vogelscheuche sah Abuda aus. Mit dem Anzug ging er zurück ins Dorf, und alle lachten und staunten. Bald nannten ihn alle den ›vornehmen Abuda‹. Weil die Seide so schön glänzte. Niemand nahm ihm den Anzug weg. Denn es gab nirgendwo eine Stadt, wo man ihn hätte verkaufen können. Und lange schon keine Polizei mehr, die

hätte fragen können: Woher hast du den Anzug? Es gab nur die Sonne und den Krieg. Eine Schüssel Hirse am Tag. Einen halben Topf schmutziges Wasser. Und manchmal ein wenig Ziegenmilch.

Oft hatte Abuda auch Fieber. Dann lag er phantasierend auf einer Matte, und seine Mutter neben ihm betete, dass er nicht starb.

Dann, eines Tages, kamen Männer. Mit Gewehren und Raketenwerfern. Auf einem Jeep. Und einem Laster. Aber der Laster hatte kein Mehl dabei. Nicht einmal eine dünne Schicht auf der Ladefläche. Von dem Jeep stieg ein Mann herunter mit einer Sonnenbrille im Gesicht. Der Mann zeigte nach Osten. Dort, wo das Meer war. Und sagte, das Meer habe noch einen anderen Reichtum als Fische. Er brauche junge Männer für dieses Meer. Und alle würden mit viel Geld zurückkommen.

Zusammen mit einigen anderen Jungen stieg Abuda auf den Laster. Wenn man reich zurückkommt, steigt man auf jeden Laster. Um dann seiner Mutter, seinen Geschwistern so viel Mehl und Milch und Fleisch zu kaufen und zu schenken, dass niemand es glauben kann. Sie fuhren los. Es war eine lange Fahrt. Aber sie bekamen zu essen und zu trinken. Nur seinen Seidenanzug musste Abuda abgeben. Den trug dann der Anführer. Er passte Abuda ja auch gar nicht.

Sie erreichten eine Stadt. Man hörte ständig Gewehrfeuer aus der Stadt. Als sei man sich dort über etwas nicht einig. Niemand nahm es zur Kenntnis. Aber Abuda konnte die ganze Nacht nicht schlafen.

Dann kamen sie in ein Lager voller Männer mit Waffen. Abuda bekam Unterricht. In Gewehren und Motorbooten. Bald konnte er gut schießen und ein Boot steuern. Notfalls auch beides zusammen.

Schließlich ging es los. Ein Trupp von über einem Dut-

zend Männern in schnellen Booten verließ die Bucht. Sie fuhren aufs Meer. Auf ein riesiges Schiff zu. Einen Tanker. Sie beschossen den Tanker. Wie Walfänger mit Harpunen einen Wal. Sie schossen so lange mit automatischen Waffen auf die Brücke, das Ruder und andere Schwachstellen, bis der Tanker aufgab und die Männer an Bord ließ. Sie erschossen einen Schiffsoffizier. Damit es keine Missverständnisse gab. Sie ketteten die meisten der Besatzungsmitglieder unten im Maschinenraum an. Sie ließen den Kapitän das Schiff an die Küste steuern. Doch das Schiff war zu groß für die Bucht. Es lief auf Grund. Damit war es wertlos geworden. Nur noch für die Besatzung konnte man Lösegeld fordern. Doch das war viel weniger als für das Schiff. Ein Schiff ist ja auch viel größer als ein paar Menschen. Dann sagte ihr Anführer, weil das Schiff nichts mehr bringe, gebe es den versprochenen Lohn nicht. Eine Zeit lang später sahen Abuda und die anderen Männer, dass ihr Anführer eine goldene Uhr auf seinem schwarzen Arm trug. Aber eine Uhr kann man nicht teilen. Das sah jeder ein.

Immer wieder fuhren sie raus aufs Meer und kaperten Schiffe. Es war anfangs sehr einfach, diese Schiffe zu bekommen. Als wollten die Reeder und Besatzungen ganz schnell ihre Schiffe loswerden. In ihrer Bucht stapelten sich die Schiffe wie auf einem Schrottplatz. Die Welt sprach wieder von Abudas Land. Und seine Anführer trugen immer öfter goldene Uhren. Aber Abuda und die anderen bekamen wenigstens genug zu essen. Das war schon mehr als in seinem Dorf. Nur fragte er sich, wie er seiner Familie Mehl und Fleisch und Milch kaufen sollte.

Mit der Zeit wurde das Kapern der Schiffe immer gefährlicher. Kriegsschiffe und Hubschrauber waren jetzt bei den Tankern. Einmal schoss ein Hubschrauber mit einer Rakete auf eines der Boote. Holz und Menschenteile flogen bis zu Abudas Boot herüber. Abuda begann nachzudenken.

Bei seinem nächsten Einsatz meldete er sich freiwillig, als erster auf ein aufgebrachtes Schiff zu gehen. Das war der gefährlichste Job. Abuda hatte Glück. Niemand schoss auf ihn, als er als erster mit seiner Maschinenpistole über die Reling kletterte.

Dann tat Abuda etwas, das alle überraschte. Er erschoss seine Kameraden, die ihm auf der Hängeleiter folgten. Und erschoss die zwei, die noch im Sturmboot waren. Dann schrie er zu den Seeleuten: Volle Kraft voraus, ich habe euch gerettet. Macht schnell, bevor die anderen Boote kommen.

Die Seeleute verstanden ihn nicht. Aber sie konnten es sich denken. Sofort fuhren sie mit dem Schiff aus der Gefahrenzone.

Es war ein deutsches Schiff. Ein Kamerad hatte ihm gesagt: Für deinen Plan nimm ein deutsches Schiff oder ein skandinavisches. Auf dem Schiff war aber nur der Kapitän Deutscher. Die anderen waren Chinesen, Inder und Malayen. Der Kapitän kam vorsichtig zu Abuda. Es war nicht leicht, sich zu verständigen. Abuda kannte weder Deutsch, Englisch oder Französisch. Ein Malaye war früher ein paar Jahre in Mogadishu gewesen und konnte das Gespräch übersetzen. Der deutsche Kapitän bedankte sich. Dann fragte er: Warum hast du das gemacht? Abuda sagte: Ich will nach Deutschland. Arbeiten dort. Um meine Familie zu ernähren. Ich habe euch gerettet.

Der Kapitän sagte: Du kannst mit. Aber du musst arbeiten. Unten im Frachtraum.

Abuda war glücklich. Er arbeitete hart. Vielleicht würde der Kapitän in Deutschland dann zu den Behörden sagen: Abuda ist ein guter Arbeiter. Nehmt ihn auf und lasst ihn bei uns arbeiten. Er braucht das Geld für seine Familie.

Abuda schlief auch im Frachtraum. Auf einer Decke inmitten des kalten, arbeitenden Schiffstahls. Manchmal hatte er Angst. Wegen der erschossenen Kameraden. Und dass

die anderen Piraten aus Rache in sein Dorf gehen würden, um seine Familie zu erschießen. Dann würde er mit Geld aus Deutschland kommen, für Mehl, Milch und Fleisch, und alle wären tot. Seine Waffe hatte er immer neben sich liegen. Falls seine Piratenkameraden wieder kommen sollten. Und wegen der chinesischen Seemänner. Man sah ihre Augen kaum. Wer sich nicht in die Augen schauen lässt, dem kann man nicht trauen.

Einmal kam Abuda von seiner Arbeit zurück an seine Schlafstelle. Seine Waffe war weg. Er ging zum Kapitän. Der sagte nur: Ich weiß. Auf meinem Schiff sind Waffen verboten. Ich habe die Waffe ins Meer werfen lassen.

Abuda nickte. So war es gut. Er brauchte die Waffe auch nicht mehr. Sie waren längst aus der Reichweite der Piraten.

Das Schiff fuhr durch den Suezkanal und das Mittelmeer in den Atlantik. Abuda war froh. Bald würden sie in Deutschland sein. Sicherlich würde es dort nicht einfach werden. Aber einfacher als in Abudas Dorf oder bei den Piraten.

Kurz vor der Einfahrt in den Ärmelkanal wachte er eines Nachts plötzlich auf. Er sah vier Männer um sich herumstehen. So packten ihn und trugen ihn aufs Deck. Einer von ihnen war der Kapitän. Er sagte: Du kannst den Rest nach Deutschland schwimmen. Meinst du, ich will Ärger haben wegen dir?

Abuda schaute zitternd über die Reling. Bei diesem Seegang und dieser Kälte konnte keiner nach Deutschland schwimmen.

Sie warfen ihn über die Reling. Er krachte auf das eiskalte Wasser. Er spürte diesen Salz-Geschmack in seinem Mund. Er sah die Lichter des Schiffs verschwinden.

Als er ins Dunkle hinab zu sinken begann, wachte er auf. Er lag auf seiner Matte in seiner Hütte. Das tagelange Fieber

war gesunken. Er konnte aufstehen und etwas essen. Er ging hinaus und schaute aufs Meer. Dort, wo die großen Tanker fahren und die Piraten Jagd machten.

Mit dem Meer beginnen alle Träume, und mit dem Meer enden sie.

## **Feldweb, oder: Vorübergehend nicht verwendungsfähig**

Feldweb, kommst du? Essen ist fertig!

Feldweb steht vor einem Spiegel und sieht ein Gesicht. Kilometerweit weg ist dieses Gesicht. Als gehöre es gar nicht zu ihm. Sondern einem anderen. Der einen Bart trägt.

Feldweb dreht den Wasserhahn auf. Vor dem Essen wäscht Deutschland die Hände. Feldweb spürt das kalte Wasser, das auf den Händen hin und her sprudelt. Wasser ist von Blut gereinigte Flüssigkeit. Und auch die Hände scheinen kilometerweit weg.

Es ist ein heißer Sommertag. Die Stadt stöhnt. Wohnsiedlung. Einfamilienhäuser unter der Sonne. Wie Gräber aneinandergereiht. Ein Haus. Terrasse. Gartentisch. Schattenschirm. Zwei Kinder. Feldweb kommt. Der sechsjährige Sohn sitzt schon am Teller. Du bist ein spätes Kind. Ich liebe dich. Spaghetti. Kinder mögen Spaghetti. Und hassen Kartoffeln. Feldwebs Großvater soll nicht Kartoffeln, sondern seine Stiefelsohlen gefressen haben. Beim Russen in der Gefangenschaft. Wen die Taliban kriegen, der tut nicht einmal mehr das. Sagen die, die nicht zurückkommen. Einmal hatten sie selbst einen Talib erwischt. Lebend. Der war kaum vierzehn. Irgendwann kämpft jede Armee gegen Kinder.

Die Mutter kommt mit einer Schüssel Salat. Iiiiihh, sagt der Sohn. Krieg dich mal ein, sagt Feldweb.

Die Mutter ruft: Carla, kommst du jetzt endlich? Carla hat das Alter, in dem die Eltern zu modrigen Zombies werden. Von oben aus einem Zimmer jault eine Sirene: Oh nee. Oh nee.

Papa, werden wir diesen Sommer Weltmeister?, fragt der Sohn. Weiß nicht, sagt Feldweb. Seine Augen rollen davon. Was lenkt Sie ab, Herr Hauptfeldwebel? Fragte der Oberfeldarzt vom Bundeswehrkrankenhaus. Weiß nicht. Pause. Oder doch, warten Sie: Fußball. Das ist gut. Fußball ist Medizin. Medizin für Krieger. Für ein Volk. Feldweb sagt zu seinem Sohn: Vielleicht. Kann aber auch bei einer starken Mannschaft ganz übel ausgehen. Gegen Argentinien. Oder Spanien.

Haben die Taliban eine Fußballmannschaft?

Die Tochter kommt runter.

Die Nudeln sind kalt, sagt die Mutter.

Im Gesicht der Tochter steht geschrieben: Ist dein Problem.

Man isst. Eine Familie im Garten. Der Garten ist klein. Das in Feldwebs Kopf ist nicht klein. Ein Tumor. Kein richtiger. Ein seelischer Tumor. Er wächst von Woche zu Woche. Und der Oberfeldarzt kriegt den Tumor nicht klein. Er schreibt nur auf ein Formular: PTBS; VNV; KzH. Posttraumatische Belastungsstörung. Vorübergehend nicht verwendungsfähig. Krank zu Hause.

Die Mahlzeit ist beendet. Der Sohn steht auf, springt auf den Rasen, den kleinen Pflastersteinweg. Den hat der starke Feldweb vor Jahren im Urlaub gelegt. Im Urlaub ist es besser, Steine und Holz zu stemmen. Nicht das MG3 oder die Munitionskisten in einen Luchs oder Dingo hinein. Ja, der Dingo. Die Namenstradition darf nicht abreißen. Bei den Großvätern der Wehrmacht hieß es: Panther und Tiger. Könige des Stahls. Nun heißen sie: Leopard und Dingo. Sie dachten, ein Dingo sei sicher. Dort wo sie waren. Im Panzerwagenbau sind die Deutschen Weltmeister. Der Tod war ein Panzer aus Deutschland. Die Sicherheit war ein Meister aus Deutschland.

Die Taliban wussten das nicht.

Der Sohn fällt hin. Mit dem Knie auf den Pflasterstein. Heulen. Wimmern. Feldweb geht hin. Kniet nieder. Schließt das weinende Kind in seinen Arm. Junge, alles wird gut. Wir bringen dich raus. Muss ich sterben, Herr Feldwebel? Nein, du wirst leben.

Dieser Blick der Verwundeten. Wenn ihr Gesicht noch Hoffnung hat, während der Torso schon tot ist. Gestaffeltes Sterben. Zuletzt schwindet das Hören. Also sag nichts Falsches. Tote können noch hören.

Der Sani kam. Man kann im Krieg nur lügen. Die oben lügen und nennen es: Maßnahme. Die unten lügen und sagen: Du musst nicht sterben.

Der getröstete Sohn steht auf. Und spielt weiter.

Feldweb schrieb einen Brief nach Hause an die Angehörigen. Von dem, der in seinen Armen starb. Lassen Sie mich sagen, dass Ihr Sohn in meinem Zug stets seine Pflicht getan hat, und ich stolz war, dass er in meiner Einheit war.

Aber Feldweb war nicht stolz. Nur zufrieden. Der Mann war zuverlässig. Wann wird eine Lüge wahr? Irgendwann wird alles wahr. Karl der Große, Friedrich der Große waren gute Könige. So steht es heute in vielen Büchern.

Feldweb setzt sich wieder auf seinen Sommerstuhl. Die Stadt flimmert vor Hitze. Der Blick seiner Frau streift ihn. Der, den ich kannte, kam nicht mehr zurück.

Ja, Feldweb blieb draußen für immer. Und kam dennoch zurück. Als Körper. Als Uniform.

Es war ein Aprilabend gewesen. Sie fuhren im Dingo. Im technischen Hund. Augen nach draußen. Mit sich Waffen, Gerät. Sicherheitszelle, Verbundpanzerung. Sie mussten durch ein Dorf durch. Ein Dorf mit freundlichen Menschen. Mit freundlicher Dämmerung. Doch hinter einer Ecke wartete jemand Unfreundliches. Lächelte erst freundlich. Der Funker sah ihn durch einen Sehschlitze. Für einen winzigen

Moment. Dann war es, als verschmelze dieses Lächeln in einem riesigen Feuerball zur Grimasse. Die eine Seite des Dingos war keine Seite mehr. Sondern ein Rachen aus glühendem Stahl. Zwei, die auf dieser Seite saßen, waren sofort tot. Feldweb saß auf der anderen Seite. Nur leichte Brandwunden. Das ganze Gesicht voller Eingeweide. Die Verbundpanzerung nahm schon einiges an Druck weg. Der dritte auf der falschen Seite hatte einen riesigen Metallsplitter im Unterleib. Muss ich sterben, Feldwebel? Muss ich sterben? Du schaffst es, warte, der Sani ist gleich da.

Der Sani schloss nur noch die Augenlider. Body Bag. Bericht. Body Bag und Bericht mit der C154 zurück über Usbekistan und Ankara nach Frankfurt. Die C154 ist ein toller Flieger. Beim Militär reisen die Toten so komfortabel wie die Lebenden. Nur in die andere Richtung.

Der Stadtteil, in der Feldwebs Kaserne steht, hat eine Feier veranstaltet. Zur Rückkehr der Einheit. Im Gemeindesaal. Der Bürgermeister: »Ich heiße Sie willkommen, und danke Ihnen für den Dienst, den Sie in Afghanistan geleistet haben.« Schlichte, faire, einfache Worte. Er meinte es gut. Feldweb war da. Erst hat der Oberst ein paar Worte gesagt. Oberste fahren selten in den technischen Hunden. Deswegen können sie später auch immer noch etwas sagen. »Ich danke Ihnen für Ihre Worte. Wir hören das nicht so oft. Ich meine überhaupt, die Truppe, die Leib und Leben in Afghanistan einsetzt, hat mehr Verständnis und Unterstützung, also ich meine, mehr Rücksichtnahme auf die Truppe wäre ...« Aha, auch ein Oberst stolpert bei seinen Sätzen. So wie die Soldaten über die Befehlskette gestolpert sind. Was nützt die Befehlskette, wenn vor dir zwei jugendliche Afghanen auf Fahrrädern sitzen? Mit einem Ballen Gepäck oder nicht hinten auf dem Rad? Die Befehlskette sagt nicht, ob Bombe oder doch keine. Die Befehlskette schnattert aus

der Ferne nur etwas wie: Handeln nach eigenem Ermessen. Dann geht die Bombe aus eigenem Ermessen hoch. Oder Feldweb und seine Leute schießen aus eigenem Ermessen zwei Jugendliche zu Brei, um dann zu melden: War doch keine Bombe, Herr Oberst. Tut so leid.

Dann stand Feldweb auf und ging ans Mikrofon. Als ranghöchster Unteroffizier. Sein Gang ist anders, findet er, seit er zurück ist. Als ziehe ihn etwas nach links zur Seite. Das war die Seite im Dingo, auf der er saß, als es passierte. In Fahrtrichtung. Feldweb also ans Mikro. Nur ein Feldwebel kann etwas sagen vom Krieg. Der Offizier will Karriere. Und findet den Krieg immer: Nicht schön, aber: Ein Teil des Ganzen. Der einfache Soldat will nach Hause. Er hasst den Krieg. Aber ein Feldwebel? Kennst du den Feldwebel, kennst du den Krieg. Feldweb fängt an. Danke auch von mir für Ihre Unterstützung. Ja, der Oberst hat recht. Diese Stadt tut so, als wären wir nie weg gewesen. Feldweb stoppt. Plötzlich ist ihm, als sickert Blut aus dem Mikro. Er hält die Hand drunter. Es ist Blut. Junge, aus deiner Seite schwappt das Blut wie aus Kübeln. Die Veranstaltung im Stadtsaal ging zu Ende, ohne dass jemand noch etwas sagte. Als habe man eben eine Kapitulation unterschrieben.

Feldweb geht auf sein Zimmer. Nach dem Essen wird er immer müde. Doch schließt er die Augen, sitzt er im Dingo. Also schläft er nur alle drei Tage. Wenn die Seele gegen die Müdigkeit des Körpers nicht mehr ankommt.

Am Nachmittag ist ein Spiel. Weltmeisterschaft. Viertelfinale. Es geht turbulent zu. Sechs Gelbe Karten, dann sogar eine rote Karte. Schreien. Brüllen. Pfeifen. Fußball ist Frieden. Warum haben Soldaten keine Fußballtrikots an? Einmal, so hat Feldwebs Vater erzählt, gab es nach einem Spiel einen Krieg. Einen echten. Zwischen Honduras und El Salvador. Den Fußballkrieg. Mit über 2000 Toten. Ein Land ver-

dichtet sich in seinem Fußball und seinen Kriegen. Ist ja irre, hat der Psychologen-Oberfeldarzt gesagt. Ja, ist irre, hat Feldweb gesagt. Doch dieser Tumor in meinem Kopf, der wird durch Fußball nicht kleiner. Das funktioniert nicht. Muss man mal sehen, hat der Oberfeldarzt gesagt. Und größere Zahlen auf einen Zettel geschrieben.

Feldweb geht nach draußen. Die Nacht senkt sich über die Stadt. Feldweb geht die Hauptstraße entlang. Die Lichter der vorbeifahrenden Autos sind Leuchtspurgeschosse. Die haben sie geschossen, als die Bombe längst hoch war. Als seien noch überall weitere Männer mit Bomben. Als würde das die Toten beruhigen. Seid ihr irre, so viel zu verballern, hat der Oberst geschrien. Was das kostet.

Der Tod kann so schön sein, denkt Feldweb. So friedlich. Wie über den Dächern einer schlafenden Stadt. Der Mond und die Sonne sind dann seine Augen. Und das Meer sein äußerster Mund.

## Lady Death

Der Anruf erreichte Samantha auf dem Golfplatz. Gerade als sie einen gekonnten Pitch-Schlag machen wollte. Um ihrer Golfpartnerin Tina neben ihr ein wenig schulmeisterlich zu zeigen, wie man mit so einem Schlag den Ball im hohen Bogen über ein Hindernis befördern konnte.

Doch jetzt klingelte dieses Telefon. Nur für eine einzige Nummer hatte Samantha es freigeschaltet auf dem Golfplatz.

Für die Nummer, unter der dann jemand anrief und so etwas sagte wie: ›Großvater hat den Nachbarn erschossen‹ oder ›Der Präsident ist tot‹. Samantha wühlte das klingelnde Handy aus ihrer Tasche und fragte: Ist es soweit?

Am anderen Ende sagte eine Stimme: Ja, es ist soweit. Mutter geht über den Fluss.

Samantha sagte: Ich bin in etwa sechs Stunden da. Macht die Sterbedokumente schon einmal fertig.

Tina hatte die ganze Zeit so getan, als höre sie gar nicht zu. Aber Tina kapierte ohnehin nie etwas, ob sie nun zuhörte oder nicht. Und niemals würde sie kapieren, wie man einen hohen Pitch-Schlag machte. An dem hatte sie sich nämlich gerade versucht, als Samantha telefonierte. Mit dem Ergebnis, dass der Ball nun mitten in einem Gestrüpp lag.

Tina fragte wie beiläufig: Ein Trauerfall?

Ja und nein, sagte Samantha. Aber dein Pitch-Schlag ist ein Trauerfall.

Sie steckte das Handy ein und sagte: Ich muss leider fort, die Geschäfte.

Du hast mir nie erzählt, in was für einer Branche du arbeitest, Samantha, sagte Tina. Sie klang ein wenig traurig. So als ob man ihr ein Familiengeheimnis vorenthielt.

Ich mache Geschäfte da, wo keine Geschäfte mehr gehen, sagte Samantha.

Aha, sagte Tina.

Sei nicht so neugierig, sagte Samantha. Sie sagte nicht: Tina, eigentlich spiele ich nur mit dir, weil du nichts kapiertest. Und mir nicht ständig Fragen stellst über Aktien und Übernahmen. So wie die anderen. Allein wegen deiner Golfkünste würde ich nicht mit dir spielen.

Einige Stunden später landete Samantha in New York. Bei sich hatte sie ein Dutzend Security-Leute, Finanzexperten und IT-Fachleute.

Am Flughafen warteten drei Männer auf sie. In maßgeschneiderten 3000 Dollar-Anzügen. Nur die Blicke der Männer passten nicht zu den Anzügen. Als wären sie Bettler, die nur zufällig das Geld für die Anzüge gefunden hatten. Und sich nun nicht wohl darin fühlten. Der erste von ihnen gab Samantha einen Umschlag. Mit einem Generalschlüssel und einer Vollmacht. Die beiden anderen Männer schienen nur zu beobachten, ob der erste alles richtig machte. Dann verschwanden die drei. Vielleicht wollten sie ihre Anzüge wieder verkaufen.

Eskortiert von einer Polizeistreife fuhren Samantha und ihre Leute nach Manhattan. Zur Leiche, wie Samantha sagte. In ihrer Branche hieß sie bei vielen nur: ›Lady Death‹. Mehrere hundert aufgebrachte Menschen warteten schon dort. Mit Schildern, auf denen stand: Wir wollen unser Geld zurück!

Die Polizisten bahnten Samanthas Truppe einen Weg zum Gebäude. In der Eingangshalle lagen überall Kisten, Ordner, Papiere herum. Als habe es eine Bombendrohung gegeben.

Aufgeregte Angestellte drängten aus den Aufzügen heraus. Einer hatte sogar einen Stuhl dabei. Aber bei einer Bombendrohung nimmt man seinen Stuhl nicht mit.

Samantha sagte zu einem der Security-Männer namens Oswald: Bau am Eingang mit Mike eine Sperre auf. Ab sofort nimmt niemand mehr als einen Blumentopf mit, ok?

Und wenn es eine teure Orchidee ist im Blumentopf? fragte Oswald.

Samantha sagte zu Al, dem leitenden IT-Experten: Al, du gehst ins Datacenter und blockierst die Server.

Hinter Als Augen schien etwas zu arbeiten. Als sei er auch ein Computer. Al nahm seine Mannschaft und verschwand im linken Aufzug.

Samantha und ihre restlichen Leute nahmen den rechten Aufzug. Sie fuhren nach ganz oben. In Stockwerk 31, der vorletzten Etage, stiegen sie aus. Und hatten das Gefühl, in einem Palast zu sein. Getäfeltes Holz. Wunderbare Teppiche. Teure Bilder. Marmor. Und ein Badezimmer mit goldenen Hähnen für jede Manager-Suite.

Es gab keine Schilder mit Wegweisern. Nur Insider durften hier herumstreunen. Doch Samantha wusste, wo alles war. Wie bei einem schönen Körper, den man im Dunkeln liebt. Samantha hatte einmal für diese Bank gearbeitet.

Zu ihren Finanzexperten sagte sie: John, Adam, Ruth, ihr geht mit euren Leuten in die Investment-Abteilungen: Vermögensverwaltung, Wertpapiere usw. Ich schicke euch alle paar Stunden einen Pizza-Service rauf. Was zum Schlafen werdet ihr finden.

Können wir uns auch ein paar hübsche Hostessen kommen lassen, so wie die Manager hier? Ebenfalls auf deine Kosten?, fragte John.

Du sollst die Bilanzen durchkneten, und nicht deinen Schwanz, sagte Ruth zu John.

Ist ja schon gut, sagte John.

Wenn ihr das in drei Tagen durchkriegt mit allen Bilanzen, sagte Samantha, zahl ich euch 10.000 Dollar extra. Jedem von euch.

Die drei trollten davon, mit jeweils einem Assistenten. So als berühre sie der Zuschlag von so vielen Dollar nicht sonderlich.

Im Raum 3108 fanden sie einen Toten. In einer Badewanne lag er da, das warme Wasser lief noch. Als sei noch genug Geld vorhanden, um die ganze Zeit das warme Wasser laufen zu lassen. Und die Haut des Toten war so weiß wie unbedrucktes Papier. Papier, auf das man noch kein Zertifikat drauf gesetzt hat. Holt einen der Police Officer von unten, sagte Samantha.

Sie kamen in die Vorstandsetage. Stockwerk 32. Darüber war nur noch der Himmel. Sogar ein eigenes Restaurant gab es hier. Als hätten die Vorstände ihr Geld niemals allein lassen wollen.

Sie kamen in das Zimmer des CEO. Unten hatte man Samantha gesagt, der CEO sei noch da. Und wolle nicht weg. Ich mach das, hatte Samantha gesagt.

Die CEOs wollten meistens nicht weg. Sie saßen am letzten Tag meist da wie ein Kind vor der toten Mutter. Ein Kind, das denkt, die Mutter schläft nur. Samantha sagte zu den anderen: Lasst mich allein mit ihm.

Samantha betrat das Zimmer. Sie hatte schon viele CEO-Zimmer gesehen, bei all den Firmen, die sie als Sterbebegleiter abgewickelt hatte. Doch dieses war nicht das Zimmer eines CEO. Es war das eines Fürsten aus dem Mittelalter. Wahrscheinlich kostete schon der Füller auf dem Schreibtisch 200 Dollar. Ein Besucher sollte seine eigene Armut riechen, wenn er in diesem Zimmer stand. Der CEO saß am Schreibtisch und schaute Samantha an. Wie ein Gespenst, das aus der Wand gekommen war. Und als sei es ihm unangenehm, dass eine Frau ihn nun bestattete.

Will, sagte Samantha. Will winkte ab. Ich weiß, du willst sagen, ich gehe besser.

Ja, das will ich sagen. Wir rufen dich, wenn wir dich brauchen. Ich leite jetzt das Unternehmen.

Du leitest kein Unternehmen, du leitest eine Leiche, sagte Will.

Aber eine Leiche kann noch Goldzähne haben, sagte Samantha.

Will stand auf, nahm seinen Mantel und verließ den Raum. Aber er ging nicht wie ein CEO. Sondern wie ein Kohlenträger.

Samantha schaute aus dem Fenster. Über die Dächer und Häuserfluchten. New York konnte so friedlich sein, wenn man es von oben betrachtete.

Gegen Abend fuhr Samantha ins Hilton. Zur Gläubigerversammlung. Gläubiger sind Aasgeier, die am Schluss die eigenen Füße fressen.

Niemand begrüßte sie, als sie den Konferenzraum betrat. Nur die Köpfe und Blicke wanderten mit ihr, als sie nach vorne zum Podium ging. Auf zwei große weiße Flächen hatten Beamer riesige Zahlen projiziert. Zahlen, die niemand wahrhaben wollte. Außer Samantha. Denn ohne diese Zahlen wäre sie nicht hier.

Samantha setzte sich an den Tisch auf dem Podium. Dort saßen bereits jeweils zwei Männer. Zwei von ihr, die anderen beiden von der Finanzaufsicht. Sie schaute ins Plenum. Das Plenum, das waren etwa ein Dutzend Tischreihen mit Hunderten von Köpfen mit teuren Anzügen darunter.

Samantha nestelte an ihrem Mikrofon herum, das ihr eine Hotel-Managerin an ihre Bluse gesteckt hatte. Samantha sagte immer dasselbe. So wie ein Pfarrerin in der Kirche, die immer das Vaterunser sprach. Niemand erwartete etwas anderes. Manchmal gelang Samantha ein kleines Witzchen.

Das durfte eine Pfarrerin nicht. Aber heute würde sie keine Witzchen machen.

Samantha begann: Meine Damen und Herren. Wie Ihnen bereits bekannt ist, habe ich kommissarisch die Leitung des Unternehmens übernommen, um das Konkursverfahren durchzuführen. Ich bitte Sie, alle Ihre Forderungen mit den entsprechenden Belegen bis zum 30.10. bei uns einzureichen. Wir werden alle Forderungen prüfen und soweit möglich aus dem Restvermögen befriedigen. Ich stehe Ihnen nun für Fragen zur Verfügung.

Mehr brauchte Samantha nicht zu sagen. Den Rest kannte man. Sie hätte auch sagen können: Es ist nur ein Apfel da für ein ganzes Waisenhaus. Wenn eine Bank starb, starb sie richtig. Die Leiche ging quasi gleich in Staub über. Es gab keine Autos oder Flugzeuge oder Industrieanlagen, die man noch hätte verschachern können, an Asiaten oder Middle East Scheichs. Samantha hatte schon einige Banken beerdigt. Meistens kleinere. Oft bekam ein Bankgläubiger nur 0,01 Prozent seiner Forderung zurück. Manchmal gar nichts. Aber es musste alles seine Ordnung haben. In manchen Ländern ist der Tod die am besten geregelte Sache. Samantha beantwortete noch vereinzelt Fragen, die einige der Aktionäre hatten, aber es gab nicht viele Fragen. Manchmal antwortete Samantha auch nichts, sondern ließ einen der beiden Assistenten ein paar Zahlen an die Wand werfen. Das war dann geklärt. Irgendwann hörte das Fragen ganz auf. Was will man auch fragen, wenn nur noch ein Apfel da ist.

Plötzlich gab es weiter hinten einen Knall. Ein älterer Mann war aufgesprungen, hatte seinen Stuhl umgeschmissen und stürmte nach vorne. In der Hand hatte er mehrere Papierbündel, man konnte es nicht genau erkennen. Sofort sprang in der ersten Reihe ein Security Officer auf und stellte sich dem Mann in den Weg. Der Mann krachte ungebremst auf den breiten Officer und stürzte mit dem Gesicht

zuerst auf eine der Stuhllehnen und dann auf den Boden. Samantha hörte ein schreckliches Heulen und Wimmern. Der Security Officer und zwei Hotelangestellte trugen den Mann raus. Alle schauten ruhig dabei zu, und drehten sich dann wieder um zu Samantha. So als hätten sie alle eben einem vorbeifahrenden Zug zugeschaut, der nun in der Ferne verschwunden war.

Nach etwa einer Stunde war die Versammlung zu Ende. Samantha stand auf, verließ das Podium und ging an den Stuhlreihen vorbei in Richtung Ausgang. Man schaute ihr nach, so als würde man wieder einem Zug hinterher blicken.

Drei Tage später war Wochenende. Samantha flog nach Hause. Wenn man eine Leiche sezziert, die bereits Staub ist, kann man auch eine Pause machen. Sie verabredete sich mit Tina zum Golfen. Tina hatte inzwischen viel Fernsehen geguckt. Als sie über den Golfplatz schlurften, sagte Tina: Versteh ich gar nicht, wie das passieren kann. Verstehst du das, Samantha? Wie kann so eine große Bank auf einmal kaputt gehen. Du bist doch in der Wirtschaft, du verstehst das besser, oder?

Samantha legte zu einem Schlag an, einem hohen Pitch. So wie vor einigen Tagen, als das Handy klingelte. Als sei sie nie weg gewesen vom Golfplatz. Fast in den Himmel zog der Ball nun und schien für eine winzige Zeitspanne in der Höhe stehen zu bleiben, um dann wieder schnell zu fallen. Siehst du, Tina, sagte Samantha, auch ein Golfball fällt irgendwann wieder auf den Boden.

Tina verstand nicht, aber das machte nichts.

## Sieverts Tor

Elf Tage zehn Nächte Pressekonferenzen Stimmen höfliche Fragen hinter denen die Angst kauerte wie immer keine Antworten nur Telefonate Gesichter Schatten Politiker Fachexperten Arbeitskittel hellblau und dunkelblau die Soldaten trugen olivgrün wie eh und je wenn ein Land nur noch Uniformen trug was würde dann sein?

Doch ging für ihn den Müdesten aller Müden kein Tag jemals zu Ende in einen Hubschrauber zerrten sie ihn erneut und flogen ihn weit über das Land und er war dankbar wie alle in diesem Hubschrauber dessen pulsierende Rotorge-räusche wie ein ruhiger Herzschlag waren so hoch oben über dem Land dort war nicht dieser Geruch von gewese-nem Sterben und sie konnten in den wunderbar blauen Himmel schauen zur Sonne wie sie weit draußen majestä-tisch und ruhig da hing inmitten dieses Himmels der so blau war wie ihre Uniformen und sie mussten nicht auf dieses Land sehen die zersplitterten Schiffe die auf den Häusern lagen wie tote Fische auf einer Müllhalde doch dann senkte der Hubschrauber sich unerbittlich nach unten zog hinunter in die Einschmelzung allen Sehnsens und sie drückten ihn den Vizedirektor heraus aus dem immer noch knatternden Hubschrauber und er bekam einen seltsamen Kunststoff-überzug mit Kapuze und durch dunkle Gänge ging es immer zu fort bis sie in einen großen Raum gelangten einen Raum voll toter Bildschirme und mit Kabeln die aus den Verwandungen gerissen waren und zerbrochenen Leuchten und Lämpchen und dort standen sie aufgereiht in Reih und

Glied und warteten auf ihn dass er etwas sagte was des Sagens wert sei warum sie hier seien warum sie verglühten warum sie Legende sein würden.

Und also stand er da vor ihnen keuchend und schaute sie an und es war ihm als würden die Worte in seinem Hirn davon schnellen wie Aasfliegen von einem Kothaufen wenn ein wirbelnder Pferdeschwanz daher kam er keuchte er war ein asthmatisches Kind dass nach seiner Mutter suchte damit sie ihn schlagen konnte weil er sein eigenes Zimmer hatte abbrennen lassen.

Seid barmherzig.

Seine Assistenten seine Arbeiter schauten ihn an mit großen Augen so groß wie Kraken-Augen und sahen zu Boden dann als stünde dort geschrieben auf dem wund getretenen Fussboden was all dies bedeutete.

Ja. Seid barmherzig.

Ja das sagte er seid barmherzig und mit einem Mal waren die Wörter wieder da und er konnte sprechen und er wusste dass er das Richtige das Wahre sagte für immer seid barmherzig zu eurem Volk nur wenige seid ihr und euer Leben wird enden hier und wieder müsst ihr hinein durch Sieverts Tor und anfassen das brennende Wasser mit euren bloßen Händen auf dass eure Kinder eure Töchter und Söhne eure Väter und Mütter leben und also seid barmherzig und er fiel auf die Knie und dann der Länge nach auf den Boden und ein schreckliches Heulen brach aus seinem Körper hervor als würde in ihm die Verzweiflung strahlen und er spürte Hände und Füße um sich und fühlte wie sein Körper wieder nach oben gelangte wie ein in der Schräge Aufgebahrtter und wieder hörte er das Knattern des Hubschraubers und er

spürte einen Nadelstich in seinem Unterarm und alles um ihn herum wurde dunkel und still so lange als seien alle Menschen seit langem für immer durch dieses Tor gegangen und er würde nun folgen.

Dann wachte er auf.

Waren die anderen barmherzig gewesen?

Nach einer Weile kam ein Arzt herein und schaute ihn lange an wie vor einer Operation deren Ausgang auf des Messers Schneide steht so schaute der Arzt mit diesem Blick es mag sein das alles vorüber ist bald wenn aller Schmerz nur noch ein Messfehler ist.

Herr Vizedirektor, wie geht es Ihnen?

Waren die anderen also nicht barmherzig gewesen?

Einen Nervenzusammenbruch habe er gehabt vor drei Tagen während des letzten Kraftwerkbesuchs man habe ihn ruhig stellen müssen und dann habe er drei Tage und drei Nächte geschlafen und sein Urin rinne durch einen Katheder hinaus in einen Beutel doch so große Beutel dachte er wie man sie brauchen würden für sein Kraftwerk die gab es nicht auf dieser Welt und er sagte zum Arzt:

Ich muss zurück, um barmherzig zu sein.

Sie brauchen Ruhe. Ein anderer ist nun auf Ihrem Posten.

Niemand also war barmherzig gewesen.

Hinaus ging der Arzt und still wurde das Zimmer am Abend kam seine Familie seine Frau sein erwachsener Sohn es gibt nicht mehr Barmherzigkeit als dass ein Kind erwachsen wird für einen Vater eine Mutter denn der Erwachsene weiß wie man das Sterben verrechnet nicht aber weiß es das

Kind. Es wurde Nacht und Tag und Nacht und irgendwo da draußen war Sieverts Tor er konnte keine Nachrichten sehen in diesem Zimmer das Handy hatte man ihm abgenommen alles war still um ihn herum doch er hörte das Tor er hörte es am Tag und in der Nacht zuschlagen und aufgehen und zuschlagen und aufgehen doch irgendwann würde es aufgehen für immer und rufen komm zu mir komm.

Nach einer Weile konnte er wieder aufstehen zuerst matt und benommen doch die starken Mittel schienen abgesetzt nur ein leichtes Mittel drei Mal am Tage gaben sie ihm und am fünften Tag

Ja, am fünften Tag.

Durch den Hinterausgang der Wäscherei verließ er am fünften Tag die Klinik nur im Schlafanzug und einem Jackett ging er hinaus inmitten der Nacht niemand kümmerte sich um ihn wenn ein Land voller Leichen ist und Schiffe die Häuser zerdrücken dann ist ein Mann im Schlafanzug der sein Gesicht hinter dem Arm verbirgt nicht einer dessen Gesicht man aus dem Arm entbergen muss und also schlug er sich durch bis zum Haus seines Fahrers er klingelte und klingelte noch einmal doch niemand öffnete und also brach er die Tür auf und trat ein ins Haus seines Fahrers der nicht da war. Und er ging ins Teezimmer und beschloss zu warten und schlief ein auf dem Boden so viele in diesem Land schliefen einfach ein auf dem Fussboden auf einer Matte in einer Turnhalle auf der Straße und plötzlich stand der Fahrer vor ihm zitternd wie ein Strauch im Sturm und fragte was er tun solle für seinen Chef.

Wo sind deine Frau und Kinder? fragte er seinen Fahrer.  
Weit weg in Sicherheit. Bei meinen Schwiegereltern.  
Das ist gut. Hast du dein Auto und hast du Benzin?

Ich bin ein Fahrer ich habe immer ein Auto voll mit Benzin für all die Fälle in denen kein Benzin mehr ist.

Dann fahren wir los.

Wohin?

Wohin ich es sage.

Werde ich sterben? fragte der Fahrer.

Lass uns losfahren.

Und sie fuhren Richtung Norden im Morgengrauen als über dem Pazifik die Sonne aufging über dem Meer das ihre einzige Rettung war denn nur dieses kalte Nass des Meeres würde das glühende Wasser zum Erkalten bringen und ihnen entgegen kamen immer wieder vereinzelt Karawanen aus Menschenfleisch die Straßen waren freigeräumt der menschliche Schutt und der Meeresschlamm mit riesigen Bulldozern beiseite gedrückt auf anderen menschlichen Schutt und anderen Meeresschlamm und sie fuhren weiter an einer Kuhherde vorbei bei denen Soldaten standen welche die Kühe erschossen eine nach der anderen warum erschießen sie diese Kühe schrie sein Fahrer und er antwortete sie werden ihre Gründe haben alles hat in diesen Tagen und Wochen seine Gründe es muss so sein das alles seine Gründe hat auch warum wir hier entlang fahren.

Dann hielt eine Polizeisperre sie an doch er hatte diesen Ausweis bei sich den man ihm im Krankenhaus nicht abgenommen hatte diesen Ausweis dass er der Vater aller verglühenden Kinder war die barmherzig sein würden gegenüber den anderen und sie fuhren weiter bis er die Silhouette der vier heiligen Tempel sah seine heiligen Tempel und er nannte seinem Fahrer die verschlungenen Pfade der Vorsicht die er auf dem letzten Stück entlang fahren sollte und er stieg aus und sagte zu seinem Fahrer also fahre zurück fahre so weit nach Süden wie du kannst zu deiner Familie

und sei barmherzig wenn dein Andenken mich streift ich der ich versagt habe und meine Kinder vielleicht nicht habe retten können. Und der Wagen drehte um und fuhr davon wie ein fliehender Vogel auf Rädern und er ging weiter zu Fuß an Leichen vorbei die auf dem Gelände gestapelt waren denn eine Leiche die durch das Tor ging fasst man nicht an und doch er zog ihr den Schutzanzug aus und streifte ihn über seinen zitternden Körper und verschloss sein Gesicht das nur noch aus zwei großen Plastikaugen und einem keuchendem Röcheln bestand und er ging weiter bis er auf einen Trupp Arbeiter stieß der in Richtung eines der heiligen Tempel ging und er schloss sich diesen Arbeitern an bis sie durch eine Tür gingen eine zerborstene Tür die Vortür zum Sievert-Tor ja so sollte es sein und bald war er in einem Labyrinth aus Beton, Wasser, Leitungen, Stahl und Wärme und er begann in seinem Schutzanzug zu schwitzen unter seiner Kopfbedeckung die er dem Toten abgenommen hatte und er wartete auf diese Übelkeit von der alle sprachen wenn man durch Sieverts Tor ging dieser grässlichen Übelkeit die einem die Speiseröhre fast aus dem Mund drückte und dann stand er vor diesem Eingang diesem Trakt an dem er zum letzten Mal vor vier Jahren gestanden hatte und von einer Metalltribüne auf Sieverts Tor dieses Tor nach unten geschaut hatte dort wo das Brennen der Welt sich ereignet die Schönheit des Universums sich widerspiegelt in den Märchen der Menschen.

Und er begann wie die anderen Arbeiter Wasser in Eimer zu füllen und an andere Stellen zu tragen so als gebe es ein geheimes System des Wasserherumtragens und Wasserumverteils ein System das nur die Weisesten wirklich verstanden und in einem Moment in dem er sich unbeobachtet fühlte nahm er sich beiseite und ging einen anderen Gang entlang der dorthin führte wo niemand sonst entlang ging. Und er wartete und bereitete sich vor

barmherzig zu sein.

Und nach einer Weile ging er weiter und stieg hinab eine Metalltreppe bis das glühende Wasser an seinen Plastikstiefeln hinaufstieg er hörte die Schreie der anderen Arbeiter die ihn plötzlich entdeckt hatten und ihm nachriefen umzukehren doch er würde nicht umkehren er würde Sieverts Tor schließen mit bloßen Händen ja mit bloßen Händen so wie ein Gott der eine riesige Sonne mit bloßen Händen zerdrückt und diese Übelkeit kam sie drückte ihm den halben Hals aus dem Mund heraus und er musste sich übergeben und er riss seinen Kopfschutz herunter und er sah das Wasser vor sich und dieses wunderbare Blau das tief unten im Wasser schimmerte so wunderschön war dieses Blau dort wo Sieverts Tor begann und er stieg hinab und er war endlich endlich und für immerdar

ein Barmherziger.



---

GESCHICHTE  
UND  
ANDERE STÖRFAKTOREN



## Erdbeeren

Niemals hatte er solche Erdbeeren gegessen.

Zwei Stunden zuvor, kurz nach Mitternacht, hatte der Feldmarschall Keitel seine Unterschrift unter die Urkunde gesetzt. Unter die Urkunde, die alles zu Ende brachte. Alles Siegen, allen Krieg, alle Pflicht. Nach der Unterzeichnung waren alle im Saal für einige Sekunden ganz still gewesen. Die Deutschen, die Russen, die Amerikaner, alle. Als würden sie nach draußen horchen, ob denn der Krieg nun wirklich zu Ende sei. Schließlich war der russische Marshall aufgestanden und hatte zu Keitel gesagt: »Auch wenn wir einander jahrelang umgebracht haben, können wir nun etwas zusammen essen.« Und was hatten die Russen alles aufgefahren in einem großen Raum nebenan. Borschtsch und warmen Braten, Sakuska und Kartoffeln. Und zuletzt eben diese Erdbeeren. Gefrorene, herrliche Erdbeeren. Es war dem Feldmarschall Keitel, als löse sich mit diesen wunderbar kühlen Erdbeeren, die er seinen trockenen Hals hinunterschluckte, für einen winzigen Moment alle Last, aller Schmutz, alle Schuld von ihm. Ganz versonnen, als hätte er die Welt vergessen und die Welt ihn, saß der Feldmarschall Keitel da und aß Erdbeeren. Und er hielt diese wunderbar kühlen Erdbeerstückchen Löffel für Löffel, so lange wie möglich, in seinem Mund fest. Um sie dann langsam mit der Zunge, dem Gaumen zu zerdrücken und seinen von all den vielen tausend Befehlen ganz wunden Hals hinuntergleiten zu lassen.

So lange war der Tag davor gewesen. Der Tag vor der Un-

terzeichnung und diesen Erdbeeren. Jeder hatte seinen eigenen längsten Tag. Für die Amerikaner und Briten war es der Tag, an dem sie sich mit ihren Händen blutüberströmten in den Sand und die Felsen der Normandie gekrallt hatten. Für die Russen der Tag, an dem sie früh morgens von den Deutschen überfallen wurden. Und nun war er da für die Deutschen, der längste aller Tage.

Am Morgen dieses Tages hatte ein englisches Flugzeug den Feldmarschall Keitel von Flensburg nach Berlin gebracht, zusammen mit anderen Offizieren. Vor der Landung drehte die Maschine noch eine große Runde über der Stadt. Wie auf einem Aussichtsflug. Als sollten Keitel und die anderen Deutschen noch einmal die gequälte Stadt, dieses Meer aus Ruinen und Staub, Leichenbergen und gebückten Gestalten aus der Höhe betrachten. Auf dem Flughafen Tempelhof empfing ein Ehrenbataillon der Russen mit Musikkorps die englischen und amerikanischen Begleiter. Die Deutschen hörten aus mehreren hundert Meter Entfernung zu. Wie Bettler, die aus der Ferne einem Fest zuhören.

Mit Automobilen, begleitet von einer russischen Eskorte, wurden sie zu einer Pionierkaserne nach Berlin-Karlshorst gefahren. Dort kamen Keitel und seine Delegation in einen großen Raum. Nur wenige Stühle, ein großer, verbrauchter Tisch und schmierige Vorhänge waren in dem Raum. Einige ausländische Reporter machten Fotos. Ab und zu schaute ein russischer Offizier herein. Doch eigentlich waren Keitel und die anderen Deutschen unter sich. Sie sahen draußen auch keine Wache stehen. Es war, als hätten sie sich nur in einem Kasino zum Kartenspiel getroffen. Als habe es gar keinen Krieg gegeben. Als hätten sie nur einen schrecklichen Alptraum gehabt, der ihnen nun nachhing, den Alptraum vom großen, vom verlorenen Krieg. Einmal fragte einer der Offiziere leise einen anderen: »Was werden die mit uns machen, wenn wir hier fertig sind?« »Vogelfutter«, sagte der

andere. »Ausstopfen und in Moskau ausstellen«, sagte noch ein anderer.

Einige Zeit später kam ein britischer Sergeant zu Keitel und führte ihn mit den Worten »Mr. Field Marshall, it will take a bit longer« in ein benachbartes kleineres Zimmer. Einen Stuhl hatte das Zimmer, ein Feldbett, ein Waschbecken und einen Spiegel. Erleichtert legte der Feldmarschall Keitel sich auf das Feldbett und streckte die Beine aus. Er nickte ein. Plötzlich hatte er das Gefühl, dass etwas ihn vom Bett herunter riss und gegen die Wand schleuderte. Er wollte schreien, doch eine schrecklich kalte Hand drückte ihm den Mund so zu, dass er fast keine Luft mehr bekam. Er wachte auf. Niemand war da. Nach einer Weile stand er auf und wusch sich die Hände.

Er öffnete das Fenster. Es war ein warmer Mai-Nachmittag, und er atmete, wie zum letzten Mal, die milde Luft von draußen ein. Er hörte die Geräusche der sterbenden Stadt, das noch vereinzelte Gewehrfeuer und Grollen der Artillerie, wie ein letztes Nicht-Wahr-Haben-Wollen. Er sah einige weiße Wolken am Himmel und die russischen, amerikanischen und britischen Flugzeuge, die nicht mehr wussten, wohin sie noch ihre Bomben werfen sollten. Dann trat er vor den Spiegel. So, als würde er noch einmal zur letzten Schlacht schreiten. Immer wieder besah er seine roten Kragenspiegel mit den goldenen Eichenlaub-Blättern und dem eisernen Kreuz dazwischen, seine Brustabzeichen und seine Schulterklappen mit den zwei gekreuzten silbernen Marschallsstäben. Und zum ersten Mal seit langem sah er wieder sein Gesicht ganz aus der Nähe. Er erschrak. Alt war dieses Gesicht, alt und eingefallen, mit speckigem Kinn und wässrigen Augen und vielen Augenringen darunter und Blutäckerchen überall in der trockenen faltigen Haut. Er wünschte sich, dass die Kragenspiegel höher stünden und die Schirmmütze tiefer, um mehr von seinem Gesicht zu verbergen.

Aber das war er: Der Feldmarschall Keitel. Eine Marschalluniform mit einem alten hässlichen Gesicht. So würde er bald den Siegern gegenüber treten, um die Kapitulation zu unterzeichnen. Und sie würden ihn fragen, heute oder eines Tages irgendwann: Was war mit den Juden? Was mit den erschossenen, verhungerten russischen Kriegsgefangenen? Und er würde sagen: Ich war nur eine Uniform.

Er nahm seinen Marschallstab und setzte zum militärischen Gruß an. Ihm war, als zittere sein Kopf dabei. Er wollte den Gruß so üben, dass Augen und Kopf möglichst regungslos und wie ohne Schuld schienen. Doch sein Kopf hörte nicht auf zu zittern. Dann sah er, wie dreckig seine Stiefel waren. Doch seinen letzten Burschen hatte die SS erschossen. Weil sie ihn ohne Marschbefehl antrafen.

Es wurde dunkel. Es klopfte, und ein sowjetischer Adjutant stellte ihm eine Brotmahlzeit und ein Glas Wein auf den Tisch. Er aß ein paar Bissen. Er trank einen Schluck Wein. Ihm kam der Gedanke, sich noch einmal zu rasieren. Doch niemand von ihnen hatte Rasierzeug dabei. Sie hatten mit der Unterzeichnung der Kapitulation am Morgen gerechnet. Nun war es Abend. Als wollten die Feinde noch ein paar Stunden Krieg führen, aus Spaß, aus Freude am Töten. Doch wie viele hatten sie getötet? Als die Deutschen die Russen angriffen, hatte er gedacht: Das ist unser Untergang. Wir haben uns übernommen. Doch dann waren die Siege gekommen. Jeden Tag ein großer Sieg. Und der, der bis zuletzt die Siege befohlen hatte, hatte zu ihm gesagt: Keitel, wollen meine Generäle Orden bekommen oder als alte Männer zu Hause im Wohnzimmer sitzen?

Nun saß er allein in einem kleinen Zimmer in einer alten Pionierkaserne. Stunde um Stunde. Zweimal musste er zum Abort, am Ende des Flurs. Er wurde müde.

Er hörte eine Kirchturmglocke Mitternacht schlagen. Kurz danach klopfte es an die Tür: »Es ist soweit, Herr Feldmar-

schall.« Er trat noch einmal vor den Spiegel. Er glättete seine Uniform. Er fuhr mit seinem weißen Taschentuch über die silbernen Knöpfe seines Uniformrocks. Er kämmte seinen Schnurrbart und scheidete sein Haar. Er zog seine schwarzen Handschuhe an. Er zog die Schirmmütze mit dem Adler auf und richtete sie. Er nahm seinen Marschallstab. Ein russischer Oberst führte ihn und die anderen Offiziere über den Kasernenhof in ein anderes großes Gebäude. Keitel nahm seine Mütze ab. Er trat in einen Saal. Als sei er ein Schauspieler, der eine unbekannte Bühne betritt.

An einem breiten Tisch saßen der russische Marschall Schukow und neben ihm ein Amerikaner, ein Brite und ein Franzose. Keitel hob den Marschallstab zum militärischen Gruß. Der russische Marschall trommelte mit den Fingern auf dem Tisch. Der Amerikaner kaute Kaugummi. Nur der Brite nickte kurz mit dem Kopf. Die Engländer werden immer höflich bleiben, dachte Keitel. Egal, was man ihnen antut.

Keitel legte seinen Marschallstab und die Schirmmütze auf den Tisch und setzte sich. Als sei dadurch ein geheimnisvolles Gleichgewicht im Raum gestört, erhob Schukow sich. Er sagte etwas. Ein Dolmetscher flüsterte Keitel die Übersetzung zu, doch er verstand es nicht. Man legte ihm eine Urkunde vor. Er senkte den Kopf. Er setzte ein Monokel in sein linkes Auge. Er überflog die Urkunde. Alles verschwamm in seinem Kopf. Ihm war, als seien diese vielen Zeichen auf dem Papier tausende von winzigen Grabschriften. Sein altes Kinn grub sich beim Herabsehen auf die Urkunde in den harten Uniformkragen ein. Als sitze sein Kopf auf einem Gefäß mit messerscharfen Rändern. Er zog seinen rechten Handschuh aus. Dann nahm er den Füller, den ihm ein Offizier reichte. Mit starrem Gesicht unterschrieb er. Als sei er ein Notar, der einen Vertrag signierte, in dem stand: Dieses Haus gehört nun Ihnen.

So starb der Krieg. So hatte aller Sieg sein Ende, alles Hoffen, und alle Pflicht. Sie gingen in den Raum nebenan, zum Bankett, zu dem die Russen geladen hatten. Und als er schon lange satt war, nach all dem warmen Braten, den Kartoffeln und dem Gemüse, da gab es diese gefrorenen, wunderbaren Erdbeeren. Nein, niemals hatte er solche Erdbeeren gegessen.

## Germanicus, A.D. 15

Sie verließen ihr Lager im Morgengrauen. Und mit ihm jene grässliche Dunkelheit, die sie zum vierten Mal hilflos in einem endlosen Wald aus Dickicht und schweren Eichen hatte übernachtet lassen. Die ganze Nacht hatte Germanicus sich schlaflos auf seinem Feldbett umher gewälzt. Und unentwegt das Rufen der Eulen gehört. Als wollten sie ihm sagen: »Kehre um, oder all dein Schmerz wird uferlos sein.«

Ihr Ziel lag in nordöstlicher Richtung. Germanicus und sein Adjutant Flavius ritten mit ihrem Stab kurz hinter der Vorhut. Immer wieder stockte der Marsch ihrer Kolonnen. Weil die vordersten Einheiten entweder dem morastigen Wald mit Schwerthieben und schwerem Pioniergerät deutlich machen mussten, dass Rom sich von niemandem aufhalten ließ. Oder weil man einen Hinterhalt befürchtete und deswegen das Gelände weiträumig absicherte.

Germanicus spürte, wie die Angst sich wie ein Geschwür durch seine Kohorten fraß, vom einfachen Fußsoldaten bis hinauf zum höheren Offizier.

*Niemals werde ich mich an diesen Wald gewöhnen.  
Überall dieselbe Undurchdringlichkeit, dieselbe Nässe  
und Dunkelheit, derselbe Moder. Nicht einmal eine  
schmale Straße kannst du anlegen. Mein liebster  
Sohn, du hattest Fieber, so hohes, als ich dich verließ,  
als brenne ein Feuer tief in dir.*

Gegen Mittag gerieten die Marschkolonnen erneut ins Stocken. Germanicus schickte Flavius nach vorne. Nach einer Weile kehrte der Adjutant zurück.

»Es ist soweit, Feldherr.«

Germanicus ließ das Signal zum Halten geben. Eine unheimliche Stille breitete sich aus. Als würden selbst die Tiere im Wald verstummen. Die Offiziere stiegen von den Pferden. Viele Männer knieten nieder. Manche begannen zu weinen. Wie Kinder, die ihre toten Eltern im Wald finden.

Vor ihnen lagen, so weit das Auge blicken konnte, unzählige Gebeine, Knochen, Schädel, Ausrüstungsgegenstände, zersplitterte Waffen. Als sei ein riesiger Friedhof von einem monströsen Pflug umgegraben worden.

Germanicus schritt mit Flavius und einigen anderen Offizieren das Gelände ab. An vielen Knochen waren die Einwirkungen von Schwerthieben oder Lanzenstichen zu sehen. Zahlreiche Gebeine waren völlig von Wölfen und Wildschweinen zerbissen worden. An manchen Stellen ragten die Schädel und Gerippe von Pferden heraus. Selbst in den Bäumen sah man menschliche Überreste hängen. Als habe ein riesiger Dämon gewaltige Körbe voller Knochen über diesem Wald ausgeschüttet.

»Das ist kein Schlachtfeld«, sagte Flavius, »das ist eine Botschaft.«

»Bislang«, entgegnete Germanicus, »wählte Rom seine Grenzen selbst. Hier hat ein anderer für uns gewählt.«

»Was Varus wohl dachte, als er merkte, dass er in einen Hinterhalt geraten war?« fragte Flavius.

»Ich bin mir nicht sicher, ob er je viel nachdachte«, sagte Germanicus. »Ich habe ihn einmal in Rom getroffen. Er war ein eitler Hahn. Viele haben ihm geraten, nicht mitten im Winter so tief in diesen Wäldern zu operieren. Nun, Arminius schickte uns freundlicherweise Varus' Kopf nach Rom, dort hat er jetzt er viel Zeit nachzudenken über seine Fehler.«

Sie stellten Sicherungswachen auf und bauten ihr Nachtlager auf. Am nächsten Morgen begannen die Legionäre mit der Arbeit. Mühsam sammelten sie die sterblichen Überreste ihrer Kameraden ein. Sie stapelten die Knochen zu Haufen und verbrannten sie. Dann setzten sie die Asche in mitgebrachten Krügen und Gefäßen bei.

*Wie groß eine Legion ist, weißt du erst dann, wenn du ihre Knochen einsammelst. Ich will zurück zu meinem Sohn. Er ist so rein, so wunderbar. Ich liebe ihn. Er darf nicht sterben.*

Oft stockte selbst den altgedienten Legionären der Atem. An einer Stelle waren die Überreste von zwei Dutzend Galgen erkennbar. Hinter jedem Galgen befand sich ein mannshoher Hügel aus Gerippen. Als hätten die Germanen die hier Hingerichteten säuberlich gestapelt. An einer anderen Stelle war eine Baumreihe mit Eichen. In jedem Eichenstamm steckten vier Lanzen, und an jeder Lanze hing ein Schädel. Die Lanze war jedesmal durch eines der Augenlöcher gestoßen worden.

»Arminius ist ein Barbar«, sagte Flavius. »Wenn wir ihn jemals fassen, wird er auf schreckliche Weise zu Tode kommen.«

»Wir haben ihn selbst ausgebildet«, entgegnete Germanicus.

»Offenbar haben wir ihm das Falsche beigebracht«, sagte Flavius. Germanicus schaute ihn an und sagte: »Oder das Richtige. Wenn er drei Legionen vernichten kann?«

Nach zwei Tagen gab Germanicus den Befehl zur Rückkehr. Sie hatten nicht alle Gebeine einsammeln können. Aber sie mussten zurück. Denn mit jedem Tag wuchs die Gefahr, dass die Germanen größere Verbände zusammenzogen, um sie anzugreifen.

Einige Stunden nach ihrem Aufbruch zurück Richtung Legionslager bemerkte Germanicus eine Unruhe bei einer der hinteren Kolonnen. Flavius kam zurück mit der Meldung: »Die Männer wollen eine Hütte mit einer germanischen Hexe niederbrennen.«

Germanicus sagte: »Meine Männer haben Angst vor einer alten germanischen Kräuterfrau? Zeigt mir diese Frau.«

Germanicus wurde durch einen etwas verschlungenen Pfad zu der Hütte geführt. Ein germanischer Hilfssöldner, der vor dem Eingang wartete, war leichenblass. Der Zenturio, der Germanicus geführt hatte, sagte: »Mein Feldherr, geht nicht dort hinein.«

»Wenn Rom bereits Angst vor alten Weibern hat, wie sollen wir dann die nächsten Schlachten bestehen?«, fragte Germanicus. Der Zenturio senkte den Kopf.

Gefolgt von Flavius betrat Germanicus die Hütte. In einem steinernen Ofen knisterte ein Feuer. Auf einer mit Fell bespannten Liege lag eine alte Frau. Man konnte ihr Gesicht in dem matten Licht des Ofenfeuers kaum erkennen. Doch inmitten des Rauchs und des Modergeruchs, der aus den alten, aus dünnen Baumstämmen gezimmerten Hüttenwänden kam, nahm Germanicus plötzlich einen Gestank wahr, der ihm wie ein Peitschenhieb durch die Nase fuhr.

Germanicus und Flavius banden sich ihre Halstücher um den Mund. Sie schoben das Fell zum hinteren Hüttenbereich zur Seite. Germanicus hatte Mühe, sich nicht übergeben müssen. Flavius krümmte sich in einer Ecke nieder.

Vor ihnen stapelten sich unzählige Körbe und Wiegen. In jeder dieser Wiegen lag ein toter Säugling oder ein totes Kleinkind. Offenbar waren die Leichen einbalsamiert worden, man konnte bei vielen noch gut die Gesichtszüge erkennen. Doch hatte die Einbalsamierung den Verfallsprozess bei einigen Leichen nicht aufhalten können. Manche Nasen, Ohren und Münder waren so verwest, als seien sie

aus Exkrementen geformt worden. Germanicus ging in den Eingangsraum zurück, riss die Alte vom Lager und zerrte sie nach draußen. Er schrie sie an:

»Welches Hexenwerk betreibst du in deiner Hütte, du altes Scheusal?«

Die Alte wimmerte und hielt ihm ihr schmerzverzerrtes Gesicht entgegen. Als Germanicus ihr Antlitz bei vollem Tageslicht sah, schnürte es ihm die Kehle zu. Die Augen der Alten waren verschlossen, so als seien ihre Augenlider festgenäht worden. Eine Nase war kaum noch erkennbar. Ihr Mund war ein fauliges Loch mit vereinzelt braunen Zahnstümpfen. Ihre Haut verschrumpelt und rau wie Korkrinde. Die Alte klammerte sich an Germanicus' Hand. Er stieß sie angeekelt davon.

»Verbrennt sie in ihrer Hütte«, sagte Germanicus zu dem Zenturio.

Auf einmal begann die Alte in einer unverständlichen Sprache immer wieder dieselben Laute und Silben zu wiederholen. Germanicus stutzte. Es war ihm, als höre er in diesem Gestammel seinen Namen. Und einen weiteren Namen.

Er schrie den germanischen Söldner an: »Was sagt sie, bei den Göttern, was sagt sie?«

Der Söldner war hilflos: »Ich kann sie kaum verstehen. Das ist eine ganz eigenartige Sprache von weit aus dem Osten. Nicht die meine.«

»Versuche es.«

Der Söldner beugte sich nieder zu der Frau und sprach sie an. Leise und eindringlich. Die Alte wiederholte ihre Laute und Silben.

Der Söldner stand auf: »Feldherr, sie sagt: ›Germanicus, dein Sohn Gaius wird leben‹.«

Germanicus stammelte: »Was ... woher weiß sie?«

Flavius sagte: »Feldherr, es ist nicht schwer zu wissen, wer Ihr seid, und dass Euer jüngster Sohn Gaius heißt.«

»Lasst mich allein mit ihr.«

Flavius und der Zenturio gingen ein paar Schritte abseits. Nur der Söldner blieb.

Germanicus setzte sich auf einen Baumstumpf. Die Alte wand und krümmte sich vor seinen Füßen. Als sei sie eine Bettlerin, die ihn um Brot anflehte. Doch langsam begriff Germanicus, dass er der Bettler war.

»Was weißt du von Gaius? Bist du eine Wahrsagerin?«

Die Alte antwortete: »Du liebst ihn, mehr als alle anderen deiner Kinder. Du kannst nicht ohne ihn sein. Und deswegen auch ist er so oft bei dir im Lager. Obwohl er erst drei Jahre ist. Dein Soldatenstiefelchen ...«

*Ja, so nennen sie ihn. Caligula. Soldatenstiefelchen. Als er zwei war, haben meine Legionäre ihm winzige Stiefelchen vom Schuster machen lassen. Sie lieben ihn, und er liebt sie. Doch niemand liebt ihn mehr als ich.*

»Und weiter ...?«, fragte Germanicus. »Seinen Spitznamen kennen viele.«

Die Alte wurde ruhiger und fuhr fort: »... Du hast keine Angst vor diesen Wäldern. Nicht vor den germanischen Kriegern. Du hast nur die eine Angst, bei deiner Rückkehr durch die Tore deines Legionslagers zu reiten, und das versteinerte Gesicht deiner Frau zu sehen, das sagt: Er starb in meinen Armen.«

»Ja«, sagte Germanicus, als sei er allein. »Das ist das Schrecklichste, was ich fürchte.«

Die Alte sagte: »Doch er wird leben, wenn du zurückkehrst.«

Germanicus hörte sich sagen, wie aus einem Traum: »Ich danke dir.«

Dann fragte er: »Wer bist du? Und warum all diese Kinderleichen in deiner Hütte?«

Die Alte hob den Kopf. Fast majestätisch. »Einst war ich eine junge schöne Frau, vom Stamm der Langobarden. So schön, dass ein Prinz mich zur Frau nahm. Doch dann gebar ich ein Kind, so schrecklich verunstaltet und dem Tode geweiht, dass sie mich verstießen, als Hexe. Jahr für Jahr lebte ich in den Wäldern, lernte zu leben wie die Tiere, und doch ließ mich der Gedanke an mein Kind nicht los. Bald konnte ich mit der Kraft der Kräuter und des Waldes viele Krankheiten heilen, und ich sagte den Frauen hier in den Wäldern. ›Wenn ein böses Fieber eure Kinder befällt, so bringt sie mir, und ich versuche, sie zu heilen. Und nur einen Preis will ich dafür. Gelingt es mir nicht, das Kind zu retten, so will ich den Körper behalten.« Um auch ein Kind zu haben. Viele konnte ich heilen, doch einige leider nicht. Und diese Kinder, die ich nicht heilen konnte, sind nun die meinen.«

Germanicus sagte: »Dein schreckliches Schicksal hat deinen Verstand vernebelt. Du sammelst Leichen in deiner Hütte.«

»Meine Kinder lieben mich. Und ich liebe sie.«

Germanicus fröstelte. Er beschloss, aufzustehen und die Alte ihrem Schicksal zu überlassen. Als könnte die Alte durch ihre verschlossenen Augen sehen, griff sie plötzlich nach seiner Hand. Und sagte. »Hast du etwas von deinem Sohn dabei? Dann will ich dir weiteres weissagen.«

*Wie sagen die Weisen? Wisse nicht, und du wirst glücklich. Wisse, und alle Hoffnung wird Lüge.*

Er blieb sitzen. Es war ihm, als hielte ihn etwas Unsichtbares auf diesem Baumstumpf zurück. Er griff hinter seinen Brustschirm. Er gab der Alten eine Haarsträhne seines Sohnes. Minutenlang befühlte die Alte diese Haarsträhne, berührte sie mit den Lippen und hielt sie an ihre Nase. Wieder stieg ein starkes Ekelgefühl in Germanicus auf.

»Nun«, sagte die Alte, »so glücklich darfst du dich schätzen.«

»Warum?«, fragte Germanicus.

»Nicht das Schicksal derer wirst du erleiden, die ihr eigenes Kind tot in den Händen halten. Du weißt, ich kenne diesen Schmerz. Es ist ein Schmerz so stark, dass du ein Messer nimmst und dir in Arm und Beine schneidest, um diesen Schmerz in deiner Seele zu verdrängen durch den Schmerz deines geschundenen Körpers.«

*Mein Sohn wird leben. Mich begraben und mit den seinen mein Andenken bewahren. So soll es sein, und ich bin glücklich.*

»Jedoch ...«, fuhr die Alte fort.

»Was?«, fragte Germanicus.

»Ich sehe noch etwas anderes.«

»Was siehst du noch? Sag es mir.«

»Zu Großem wird dein Sohn berufen werden, lange nach deiner Zeit. Der Höchste der Hohen wird er werden, vielen wird er Gutes tun, und Rom wird glücklich sein mit ihm ...«

*Du wirst der Herrscher Roms werden? Das kann nicht sein, das darf nicht sein.*

» ... bis zu jenem Tag, an dem ...«

»An dem was?«, fuhr Germanicus sie an.

»Ein schreckliches Leiden wird über ihn kommen, und alles Gute in ihm zerfressen. Und er wird ein Raubtier werden am Menschen, voller Gier und Wahn, und seine Getreuen werden sein seine Mörder, ihn verachtend, ihn hassend, ihn tötend.«

»Es ist genug mit deinem Geschwätz«, schrie Germanicus auf einmal so laut, dass der übersetzende Söldner neben

ihm zusammenzuckte. Germanicus trat die Alte zu Boden. Er rief Flavius und den Zenturio zu sich.

»Verbrennt sie. Für ihre Schandtaten an den hilflosen Kindern.«

Flavius und Germanicus schritten wieder zurück zur Kolonne. »Was hat sie dir erzählt, Feldherr?«

»Altes Weibergeschwätz. Das aller Wahrsager. So offen und allgemein, dass es immer irgendwie passt.«

Drei Tage später erreichten sie das Legionslager. Germanicus merkte, wie sich sein Rücken, sein Gesicht verkrampfte.

*Wirst du leben? Lebst du nicht, so will ich ganz  
Germanien niederbrennen. Ohne Rücksicht. Ohne  
Sinn. Doch lebst du, so will ich sieben Tage lang ein  
Fest feiern für dich.*

Das schwere Tor zum Legionslager öffnete sich. Jubelnd wurden sie von der Lagerbesatzung begrüßt. Germanicus dankte seinen Offizieren und Soldaten. Dann entließ er sie zu ihren Quartieren und Angehörigen. Langsam lenkte er sein Pferd zu seiner Unterkunft. Schon von weiten sah er seine Frau und Gaius Caligula ihm entgegen laufen. Es war ihm, als zerreiße eine nie gekannte Freude seine Brust.

Er stieg vom Pferd. Er kniete nieder. Der kleine Junge warf sich in seine Arme. Germanicus drückte ihn so fest an sich, dass der Junge fast keine Luft mehr bekam. Er küsste ihn. Er streichelte sein Haar. Und spürte auf einmal, wie ein uferloser Schmerz in seiner Seele emporstieg.

## Burn Unit

Er durchquerte einen unterirdischen Gang. Nur seine Frau, zwei Sicherheitsbeamte und der Direktor des Washington Hospital Centers begleiteten ihn. Es schien ihm, als sei er im Innern einer riesenhaften Maschine aus Stahl, Beton und Kunststoff. Einer Maschine, deren Adern und Versorgungsbahnen sich hier unten zu kilometerlangen Rohren, Stromleitungen und Schaltkreisen verdichteten, zu einem Labyrinth von endlosen Kellergängen, angrenzenden Fluchten und dunklen Nischen. Er hörte dumpfe Schläge, die wie das Auftreffen eines riesigen Hammers auf einen Amboss klangen. Er vernahm das Kratzen von geschundenem Stahl an Betonwänden. Und es begann etwas in seinem Hals zu pochen, so als sei dort ein winziges Herz.

Sie erreichten das Ende des Ganges. Mit einem Aufzug fuhren sie einige Stockwerke nach oben und stiegen in einer Schleuse aus. Dort musste jeder von ihnen sich einen Mundschutz, einen Kunststoffkittel, eine Kopfhaube und Gummihandschuhe anziehen. Dann durchschritten sie die Eingangstür zur Brandverletzten-Station, wo der Chefarzt auf ihn und seine Frau wartete. Der Chefarzt schüttelte ihnen beiden die Hand und sagte:

»Herr Präsident, würden Sie und Ihre Gattin mir bitte folgen?«

Sie durchschritten, langsam und unsicher, eine Welt aus Glas, Kunststoff, Schläuchen und Maschinen. Überall war der Geruch von Desinfektionsmitteln. Nirgendwo gab es ein Stück Stoff oder einen Vorhang. An keiner Stelle standen

Blumen, Bücher oder andere persönliche Dinge. Es war, als seien sie in der Krankenstation eines Raumschiffs, in das man aus Gewichtsgründen nur das Allernötigste mitgenommen hatte. Und Bush fand, dass es unerträglich warm war, er schwitzte in seinem Anzug und dem darüber gelegten sterilen Umhang.

»Warum ist es hier so warm, Chief?«, fragte er.

Der Chefarzt schaute ihn an: »Herr Präsident, was würden Sie tun, wenn Sie keine Haut mehr hätten?«

»Sagen Sie es mir«, entgegnete Bush.

»Frieren«, antwortete der Chefarzt, drehte sich um und ging weiter.

»Dieser Kerl hat mich nicht gewählt«, flüsterte Bush zu seiner Frau Laura.

»Dabju, es ist jetzt nicht der richtige Moment«, sagte Laura, ohne ihn anzuschauen.

Sie betraten das erste Behandlungszimmer. Hier war es noch wärmer als im Flur, und auch die Luftfeuchtigkeit war unangenehm hoch. Sicherlich würde er sich nachher wegen seines durchgeschwitzten Hemdes erkälten. Ein Erkälteter ist ein schlechter Racheengel.

Der Chefarzt erklärte dem Präsidentenpaar, dass die in diesem Zimmer befindliche Patientin durch das brennende Kerosin des im Pentagon eingeschlagenen Flugzeugs 70 Prozent ihrer Haut verloren hätte, und dass man bereits von den wenigen nicht betroffenen Stellen briefmarkengroße gesunde Hautstücke entnommen hätte, um Haut für die Patientin – sollte sie die nächsten Wochen überleben – nachzuzüchten und auf die zerstörten Bereiche zu verpflanzen. Bush konnte wenig von der Patientin sehen. Sie lag in Verbände eingewickelt auf einem Bett voller Schaumstoffbeläge. Selbst der Kopf war fast vollständig verbunden, nur ein Schlauchsystem lief durch ihre Nase. Bush hörte beständig das leise Knacken und Röcheln einer Maschine neben dem

Bett. Er trat näher an das Bett heran und beugte sich über die Patientin. Um ihr etwas Ermutigendes zu sagen. Dass er, der Präsident der Vereinigten Staaten hier sei, um sie zu trösten, und dass jemand dafür bezahlen würde für all das Leid, das Amerika angetan worden sei. Doch der Chefarzt legte seine Hand auf Bushs Arm und sagte: »Herr Präsident, sie kann Sie nicht hören. Wir haben sie ins künstliche Koma versetzt, um ihren Kreislauf zu schonen, und weil sie auch die Schmerzen nicht ertragen würde.«

Bush richtete sich auf. Sie verließen das Zimmer und gingen durch die anderen Räume. Wie Museumsbesucher, die von einem unablässig dozierenden Experten geführt wurden. In einem Zimmer lag ein Sachbearbeiter, dessen Haut zwar zu 70 Prozent intakt war, auf dessen rechten Oberschenkel aber ein glühendes Wrackteil gefallen war und einen etwa zwanzig Zentimeter langen Bereich bis auf die Knochen durchgebrannt hatte. In einem anderen Zimmer war, ebenfalls im künstlichen Koma, ein 5-jähriges Kind, das gerade mit seiner im Pentagon angestellten Mutter auf dem Parkplatz unterwegs war, als ein glühender Regen auf sie beide niederkam, die Mutter tötete und dem Kind alles Lachen, alle Schönheit für immer aus dem Gesicht heraus brannte. Bush fühlte eine ohnmächtige Wut in sich aufsteigen, als er den verbundenen, angeschwollenen und mit mehreren Schläuchen versehenen Kopf des Kindes sah, und er spürte, dass er nicht länger nur schweigen und zuhören wollte. Er sagte zu dem Chefarzt: »Gibt es denn hier keinen Patienten, mit dem ich mich unterhalten kann? Ich bin der Präsident von Amerika, und ich möchte den Opfern sagen, dass wir alles tun werden, um die Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen.«

Der Chefarzt schaute ihn an, als würde er auch in Bushs Gesicht Verbrennungen entdecken. Dann sagte er: »Herr Präsident, die Brandstation ist nicht der Ort für Verkündi-

gungen. Aber in Zimmer 212 ist ein Oberst, dem es noch relativ gut geht, und der bei Bewusstsein ist.«

»Führen Sie mich zu ihm«, sagte Bush.

»Er bekommt allerdings ein leichtes Morphinum-Präparat, wundern Sie sich also nicht, wenn er manchmal etwas langsam spricht und zuweilen abwesend wirkt.«

»Ich will mit ihm allein sein«, sagte Bush zu Laura und dem Chefarzt.

Der Chefarzt entgegnete: »Sie können den Mundschutz da drinnen abnehmen. Für Ihre Rede.«

Bush betrat das Zimmer 212. Dort lag ein etwa 60-jähriger Mann, dessen Beine fast vollständig mit Wundverband umwickelt waren, der aber mit unverbundenem Oberkörper aufrecht in seinem Bett saß und nach vorne starrte. Erst als Bush ihn begrüßte und leicht an der Schulter berührte, regte sich der Mann und schaute Bush kurz an. Bush wusste nicht, ob der Mann ihn erkannte hatte. Er fragte: »Was war dein Job im Pentagon, mein Sohn?«

Ja, er war der Vater dieses Mannes. Er war der Vater aller Amerikanerinnen und Amerikaner.

Der Mann antwortete nicht. Bush schaute aus dem Fenster. Dann plötzlich sprach der Oberst, leise und mit einer Stimme, als sei sein Rachen, sein Kehlkopf von innen her verbrannt worden.

»Napalm, Herr Präsident, kennen Sie Napalm?«

»Ist das ein Quiz hier?«, fragte Bush. Und fügte hinzu: »Dieses Zeug aus Vietnam?«

Der Oberst starrte auf die Wand vor seinem Bett. Als sei dort auch ein Fenster.

Dann sagte er: »1968, war seit einem halben Jahr dort. Die verdammten Bastarde von der Air Force, tankerweise haben sie Napalm auf ein Dorf geworfen. Das ganze Dorf niedergebrannt und ausradiert. Wir konnten nicht einmal überprüfen, ob wirklich Waffenlager und Vietcong-Kämpfer da

waren. Dieser Geruch, Herr Präsident, dieser Geruch. Jede Nacht nach diesem Tag 1968 dieser Geruch, beim Essen, beim Einschlafen, beim Aufwachen. Roch ihn nach zehn Jahren noch, nach zwanzig Jahren. Bis er eines Tages, der Herrgott half mir, schwächer wurde, verschwand. Doch dann ...«

Bush spielte mit seinen Händen in der Tasche.

»Und dann? Was war dann, mein Junge?«, fragte Bush.

Der Oberst starrte wieder auf die Wand. Als näherte sich von dort ein Napalm-Bomber. Dann sprach er weiter:

»In meinem Büro im Pentagon, weiß nicht mehr genau wann, ob vor zwei Tagen, ob vor zwei Wochen. Die Ärzte sagen, vor zwei Tagen. War gerade gekommen, Kaffee gemacht, plötzlich Flugzeugmotoren, so nah wie noch nie in meinem Leben, ein unglaublicher Lärm, und dann dieser Einschlag, alles schwarz um mich herum, Schreie und dann nach einigen Minuten roch ich es wieder, ich roch es, diese Mischung aus Benzin, Kunststoff und verbranntem Fleisch. Und ich wusste: Das Napalm ist zurück.«

Bush entgegnete: »Das war das Kerosin aus dem Flugzeug, das die Terroristen ins Pentagon gesteuert haben. Doch diejenigen, die dies zu verantworten haben, werden dafür bestraft werden.«

Der Mann schaute in seine Hände. Als lese er dort die Zukunft.

»Wir zahlen für unsere Sünden, mein Präsident. Einst löschten wir Familien, fast ein ganzes Volk aus mit Napalm, nun kommen ihre Geister zurück und verbrennen uns, aus Rache und Hass.«

»Es war nicht der Vietcong, der die Flugzeuge steuerte«, entgegnete Bush.

»Herr Präsident, wir zahlen für unsere Sünden. Amerika zahlt für seine Sünden. Es gibt keinen Ausweg mehr.«

»Amerika hat keine Sünden begangen, mein Sohn«, sagte Bush.

Bush legte seine linke Hand auf die Schulter des Obersts: »Ich muss nun gehen, aber sei gewiss, dein Leid wird gesühnt werden. Lass uns beten.«

Bush setzte sich auf einen Stuhl neben das Bett, faltete die Hände und sagte: »Heiliger Vater, schenke allen, die hier leiden, Trost und Genesung. Schenke uns allen in diesen schwersten Stunden und Tagen Kraft und Hoffnung. Schenke Amerika die Kraft, seine Kinder zu beschützen. Wir danken dir. Amen.«

Bush drückte dem Mann die Hand und verließ das Zimmer. Ja, so war es richtig in diesen schweren Stunden. Die Hand drücken und mit den Opfern und Angehörigen beten. Und in abhörsicheren Kellerräumen planen. Spezialtruppen. Lasergesteuerte Bomben. Geld. Whatever it takes.

Im Flur warteten Laura, der Chefarzt und die Sicherheitsbeamten.

Bush sagte: »Wir müssen zurück. Der nächste Termin wartet.«

Der Chefarzt begleitete sie an die Ausgangsschleuse. Bush drückte ihm zum Abschied die Hand. Und sagte: »Nehmen Sie es mir nicht übel, Chief, aber ich glaube, Sie geben dem Mann in 212 zu viel Morphium, so viel wirres Zeug wie der spricht.«

Der Chefarzt öffnete wortlos die Schleusentür.

Als sich die Schleuse schloss, sagte Laura: »Ja, Dabju, du hast recht, dieser Mann wird dich niemals wählen.«

## Jeremenko

Das Telefon klingelte. Schlagartig war er wach. Der Wecker zeigte zwei Uhr morgens. Die Geheimdienstleute kamen immer nachts. Auch hier, in Chabarowsk, an der Ostgrenze der Sowjetunion. Doch eigentlich riefen sie vorher nicht an.

Er griff zum Hörer auf seinem Nachttisch.

»Genosse Armeegeneral Jeremenko«, sagte eine näselnde Stimme am anderen Ende der Leitung, »Genosse Stalin verlangt Sie zu sprechen. Bleiben Sie am Apparat!«

Jeremenko schoss aus dem Bett. Kerzengerade stand er da, den Hörer in der Hand. Als sei seine Unterwäsche eine Uniform. Und der Hörer eine Waffe.

Er vernahm Stalins Stimme: »Genosse Jeremenko. Wie weit sind Sie informiert über die Vorgänge?«

Vorgänge. Der Allmächtige und seine unnachahmliche Wortwahl.

Jeremenko sagte: »Wir haben gestern Abend von massiven Grenzüberschreitungen der Deutschen erfahren. Genaues wissen wir aber nicht.« Einige Sekunden lang war es still. Als würde auch Stalin nichts Genaues wissen.

Dann sagte Stalin: »Kommen Sie so schnell wie möglich zu uns, Genosse Jeremenko. Ich brauche Sie hier für ein hohes Kommando. Melden Sie sich, sobald Sie in Moskau sind.«

»Was ist mit den Japanern?«, fragte Jeremenko.

»Wenn mich der eine Kettenhund anfällt«, sagte Stalin, »kann ich mich nicht um einen anderen kümmern, der noch zwanzig Meter weiter weg ist.«

Der Allmächtige und seine poetische Sprache.

Stalin fuhr fort: »Fahren Sie, fahren Sie, Genosse Jeremenko. Wir brauchen Sie hier im Westen. Das Kommando über Ihre 1. Fernostarmee übergeben Sie Ihrem Stellvertreter«.

Stalin legte auf. Jeremenko wusch sich sein Gesicht, zog Uniform und Stiefel an und warf seinen Adjutanten, Major Lasarew, aus dem Bett.

»Lasarew, wir müssen nach Moskau. Bereiten Sie alles vor. Wir fahren in vier Stunden mit dem Transsibirien-Zug.«

Jeremenko verließ das Gebäude, weckte den Feldwebel vom Dienst aus seinem Halbschlaf und ließ seinen Stellvertreter zur Übergabe kommen. Drei Stunden später fuhr der Feldwebel vom Halbschlaf Jeremenko und Lasarew zum Bahnhof.

Dort wartete unter Dampf der Transsibirien-Express. Sie stiegen in den letzten Wagen ein, der für Militärangehörige angehängt worden war. Der Geheimdienst hatte keinen eigenen Wagen. Er saß überall. Auch in der Lok. Auch in der Kohle der Lok.

Der Allmächtige und seine allsehenden Augen.

Es schien tiefer Frieden zu sein. Geschäftsreisende und Urlauber stiegen in die anderen Wagen. Ein Land ist groß, wenn die eine Hälfte vom Krieg nichts bemerkt.

Der Zug fuhr los. Stunde um Stunde, Tag um Tag zog die schwere Dampflokomotive die Wagen durch Täler, Wälder, Ebenen. Bei jedem Halt ließ Jeremenko sich eine Fernsprechanbindung nach Moskau geben. Um jedes Mal zu erfahren, dass der Feind weiter vorgedrungen war. Als säßen auch die Deutschen in riesigen, feuerspeienden Eisenbahnzügen, mit denen sie unaufhaltsam in Richtung Moskau fuhren. Ja, es war Jeremenko bald, als seien er und die anderen Militärangehörigen im hintersten Wagen des Zuges die letzte Reserve, die der Allmächtige nun heranzuführte.

Ja, der Allmächtige. Das halbe Offizierskorps der sowjetischen Armee hatte er in den letzten Jahren hinrichten lassen. Viele Freunde, Generäle, Stabsoffiziere, die mit Jeremenko im Bürgerkrieg gekämpft hatten, mit ihm auf der Militärademie gewesen waren, sie waren weg auf einmal, eines Nachts, einfach weg. In manchen Monaten hatte Jeremenko angezogen auf seinem Bett geschlafen. Niemand wusste, welche Namen der Allmächtige als nächste durchstrich oder nicht durchstrich.

Der Zug fuhr und fuhr. Jeremenko starrte unentwegt aus dem Fenster. Er hatte das Gefühl, dass der Zug jede Stunde langsamer fuhr. Zweimal kamen Geheimdienstoffiziere und kontrollierten die Papiere. Spionage. Sabotage. Konterrevolution.

Nach fünf Tagen Zugfahrt schließlich, kurz vor dem Ural, erreichte ihn in Nowosibirsk eine Nachricht des Volkskommissars für Verteidigung, Timoschenko: »Genosse Jeremenko, wenn Sie weiter so durch die Lande bummeln, haben die Deutschen Moskau erobert, bevor Sie da sind. Deswegen: Ein Flugzeug bringt Sie von Nowosibirsk direkt nach Moskau.«

Mit einem zweimotorigen Illjuschin-Bomber wurden Jeremenko, sein Adjutant Lasarew und einige andere Offiziere nach Moskau geflogen. Sofort wurden sie in den Kreml gefahren. Timoschenko begrüßte sie und ließ ihnen Tee und belegte Brote bringen: »Für warme Küche fehlt uns die Zeit. Genosse Jeremenko, Genosse Stalin will Sie sprechen.«

Jeremenko hatte keinen Hunger mehr. Er wurde in einen großen, holzvertäfelten Raum geführt. Stalin saß vor einer Unzahl von Karten und anderen Papieren. Pfeife rauchend starrte er vor sich hin. Als gingen ihn all diese Karten nichts mehr an.

Jeremenko schlug die Hacken zusammen und salutierte: »Genosse Stalin, zu Ihren Diensten.«

Stalin paffte weiter an seiner Pfeife. Ohne Jeremenko anzuschauen. Stalin sagte: »Er will, dass Sie das Kommando über die zentrale Westfront übernehmen. Halten Sie die Deutschen auf. Er weiß keinen Besseren als Sie.«

Er. Manchmal sprach der Allmächtige auf diese Art von sich.

»Genosse Stalin, ich bin Ihnen zutiefst dankbar für diese Ehre. Ich werde Sie nicht enttäuschen.«

Breite Rauchschwaden zogen aus Stalins Mund. Das Gespräch war beendet. Es war besser, von nun an wieder angezogen zu schlafen.

Von der obersten Armeeführung erhielt Jeremenko weitere Instruktionen. Dann stieg er mit Lasarew in ein Flugzeug, das sie zu ihrer Heeresgruppe bringen sollte. Lasarew sagte im Flugzeug: »Wir werden sie schlagen. Niemand kann Russland schlagen. Napoleon hat es auch nicht geschafft.«

Jeremenko sagte: »Napoleon hatte keine Panzer.« Und nach einer Weile: »Genosse Lasarew, unter uns: Wir kämpfen gegen eine hochtechnisierte Armee aus sehr gut ausgebildeten Soldaten, und womit? Mit Benzinflaschen sowie Offizieren und Unteroffizieren, die kaum Fronterfahrung haben. Es rächt sich, wenn man die halbe Armee in Friedenszeiten exekutiert.«

Lasarew schwieg. Jeremenko biss sich auf die Zunge. Der Allmächtige und seine weise Politik. Nur die Narren piffen dagegen.

Jeremenko sagte: »Erzählen Sie mir etwas über sich. Über Ihre Familie.«

Lasarews Gesicht leuchtete auf: »Mein Frau erwartet unser erstes Kind im Oktober. Ich hoffe, ich kann dann wenigstens einen Tag oder zwei auf Heimaturlaub gehen.«

Er rieb sich die Augen: »Falls die verfluchten Deutschen mich lassen.«

Jeremenko fragte: »Wo lebt Ihre Familie?«

»In der Nähe von Rostow, Genosse Armeegeneral.«

»Das ist eine schöne Gegend«, entgegnete Jeremenko. Ab einem gewissen Rang sagt jeder Offizier zu seinem Untergebenen: »Das ist eine schöne Gegend«.

Sie erreichten die Front. Oder das, was sich Front nannte. Front war hier eine andere Formulierung für »Es ist alles verloren«. Die Deutschen überquerten Flüsse und zertrümmerten Städte, als wüteten sie in einer Spielzeuglandschaft. Ganze sowjetische Armeen verschwanden vom Erdboden. Von manchen Divisionen gab es nicht einmal einen Abschieds-Funkspruch. Manche Einheiten wiederum tauchten plötzlich weit entfernt aus irgendwelchen Wäldern oder Sümpfen auf. Reservetruppen trafen als Trümmerhaufen ein, weil sie unterwegs der deutschen Luftwaffe begegnet waren. Nur die Politoffiziere und Geheimdienstleute waren immer da. In besten Uniformen und mit blank geputzten Waffen. Als hätten sie heimliche Lager überall unter der Erde, welche den regulären Offizieren und Soldaten unbekannt waren. Und weil ihre Uniformen und Waffen makellos bleiben mussten, kämpften sie auch nie. Sondern wussten immer am besten, wie die anderen zu kämpfen hatten. Genossen Klugscheißer.

Und immer wieder griffen die Deutschen mit Panzern an. Nicht von vorne, wo alles auf sie wartete. Nein, von hinten. Es war, als seien die deutschen Panzerdivisionen Raubkatzen. Die über die sowjetischen Truppen hinüber sprangen und sie dann umzingelten. Kessel nannten die Deutschen das. Man war schon froh, wenn es rückwärts ging, ohne dass man ihn einen Kessel geriet. Nach einiger Zeit kam sogar Timoschenko persönlich, um das Kommando zu übernehmen. Als müsse nun besonders verteidigt werden. Doch es half nichts.

Woche um Woche wurden die Russen geschlagen, zertrümmert, vernichtet. Jeremenko dachte an das, was er zu

Stalin gesagt. Das vom Nicht-Enttäuschen. Er rechnete damit, dass er bald geholt werden würde. Der erste General, der den Allmächtigen enttäuscht hatte, war schon exekutiert worden. In seinen Träumen hörte Jeremenko die Schüsse des Erschießungskommandos.

Der Sommer war vorbei, es wurde Herbst. Die Front rückte immer näher an Moskau heran. Jeremenko zog sich nachts nicht einmal mehr die Stiefel aus.

Dann, eines Nachts im November, nach der Besprechung der Abendlage in ihrem Kommandostand-Blockhaus, ging er nach draußen, um eine Zigarette zu rauchen. Als die Zigarette fertig war, atmete er die Nachtluft tief ein. Fast eine Minute stand er so da. Tief Luft holend. Dann kehrte er zu seinen Stabsoffizieren zurück.

»Meine Herren, lassen Sie uns feiern. Und, Lasarew, bitte fahren Sie sofort ins Feldlazarett und bringen Sie mir eine aktuelle Verwundeten-Übersicht.«

Seine Offiziere starrten ihn fassungslos an. In der Abendlage noch hatten sie die Nachricht bekommen, dass erneut eine ganze sowjetische Schützen-Division nur noch aus Kadavern bestand. Wozu dann feiern und diese Verwundeten-Übersicht?

Jeremenko sagte ungeduldig: »Lasarew, nun machen Sie schon.«

Lasarew verschwand. Wie aus einem Granatwerfer geschossen.

Jeremenko öffnete eine Wodka-Flasche und schenkte seinen Offizieren ein.

Sein Stabschef fragte: »Genosse Jeremenko, warum feiern wir?«

Jeremenko winkte ab: »Warten wir auf Lasarew.«

Nach einer Stunde kehrte Lasarew zurück. Jeremenko blätterte die Listen durch und sagte: »Perfekt.«

Seine Offiziere starrten ihn immer noch entgeistert an.

Jeremenko sagte: »Meine Herren, trinken Sie, trinken Sie.«  
Die Männer nippten an ihren Gläsern.

Jeremenko lehnte sich zurück: »Mein Großvater war ein einfacher Bauersmann. Er lehrte mich das Wetter zu erspüren. Um zu wissen, wann man das Vieh von der Weide holen musste, und wann das Vieh ins Haus musste, damit es nicht im Stall erfror. Er sagte immer: Hol tief Luft durch den Mund draußen in der Kälte.«

Der erste seiner Offiziere leerte seinen Wodka.

Jeremenko fuhr fort: »Und er sagte: Wenn du dabei Kälte spürst in den Lungen, dann ist es kalt. Wenn du Zahnweh bekommst, wird es sehr kalt. Wenn du gar nichts mehr spürst, dann kommt eine Kälte wie schon lange nicht mehr.«

Der nächste trank sein Glas aus.

Jeremenko fuhr fort: »Nun, zusammen mit unseren ersten Erfrierungsfällen im Feldlazarett: Mein Herren, ich glaube, wir bekommen einen Winter wie schon lange nicht mehr. Einen solchen, den die Deutschen nicht kennen.«

Sie tranken alle aus. Am übernächsten Tag fiel das Thermometer auf minus 30 Grad. Die Deutschen schossen auf einmal nicht mehr so viel. Als hätte die Kälte sie sehr erschreckt.

Inzwischen hatte der Allmächtige die Sibirier herangeholt. Die wussten gar nicht, was flüssiges Wasser ist. Sie tranken, in dem sie an Eisbrocken lutschten. Sie konnten stundenlang in der Kälte liegen, als kuschelten sie an einem warmen Ofen. Und wie Eisbären kämpfen.

Dann teilte man Jeremenko mit, dass man einen deutschen Oberst gefangen hatte. Einer Armee, deren Oberste gefangen werden, geht es nicht gut.

Jeremenko ging in den Raum, in dem der Oberst verhört wurde. Als der Oberst ihn sah, stand er auf und salutierte.

Jeremenko grüßte zurück. Er sah, wie die Hände des Obersts zitterten.

Jeremenko sagte: »Sie scheinen mir etwas luftig gekleidet für diese Jahreszeit.«

Der Oberst sagte nichts. Als seien seine Zähne aneinander gefroren. Jeremenko gab dem Oberst einen heißen Tee mit einem Schuss Wodka. Der Oberst trank den Tee in einem Zug leer. Als könne gar nichts heiß genug sein auf dieser Welt.

Jeremenko fragte: »Wie ist der Zustand Ihrer Truppe?«

Der Oberst sagte: »Ich bin nur verpflichtet, Ihnen Namen, Rang und Einheit zu nennen.«

Jeremenko entgegnete: »Sagen Sie es mir trotzdem.«

Der Oberst fragte: »Haben Sie noch eine Tasse Tee?«

Jeremenko winkte seinen Burschen herbei und ließ dem Oberst noch eine Tasse Tee einschenken. »So viel Sie wollen.«

Der Oberst hielt die heiße Tasse in beiden Händen. Wie ein Andenken aus einer fernen Zeit. Nach einer Weile sagte er: »Vorgestern war ich mit meinem Adjutanten auf dem Weg zu den vorderen Einheiten. Als unser Kübelwagen in einer Schneeverwehung stecken blieb, sind wir zu Fuß weiter. Dann trafen wir auf einen unserer Panzer. Festgefroren, nicht fahrfähig, weil wir kein Glysantin als Frostschutzmittel haben. Von der Besatzung fehlte jede Spur. Ein Hauptmann von der Infanterie hatte in dem Panzer Schutz vor dem Eissturm gesucht. Ich fragte ihn: ›Wo ist Ihre Kompanie?‹. Er sagte: ›Bei der großen Armee‹. Als ich ihn aufforderte, mit uns zu kommen, sagte er nur: ›Herr Oberst, ich kann nicht mit, ich bin an der Panzerwand angefroren‹.«

Der Oberst trank ein wenig an seinem Tee. Dann fuhr er fort: »Zuerst dachte ich, er will uns verspotten. Ich brüllte ihn an. Doch dann sahen wir, dass er recht hatte. Wir bekamen ihn nicht los. Ich habe seine Uniform hinten aufge-

schnitten. Dann sah ich, dass seine Haut, sein Fleisch am Panzer festgefroren waren. Er musste schreckliche Schmerzen haben. Ich sagte: ›Wenn ich Sie hier lasse, erfrieren Sie.« Wir schnitten ihm das eigene Fleisch mit dem Messer von seinem Leib, um ihm vom Panzer zu befreien, und schleppten ihn mit zu unserer nächsten Stellung. Es gab keine Möglichkeit, ihn in ein Lazarett zu bringen, und der Sanitätsunteroffizier hatte nichts mehr. Kein Verbandszeug, keine Medikamente. Der Hauptmann starb noch in der Nacht. Und mein Regiment hat noch vierzig Mann. Die meisten sind erfroren.«

»Es ist Winter«, sagte Jeremenko.

»Wir haben nur Sommeruniformen«, sagte der Oberst.

»Und Sommergewehre und Sommerpanzer, scheint mir«, entgegnete Jeremenko.

»Was wird nun aus mir und meinen Männern?«, fragte der Oberst.

»Sie gehen nach dorthin, wo es keinen Sommer gibt«, sagte Jeremenko. »Wollen Sie noch eine Tasse Tee?«

Der Oberst schüttelte den Kopf, stand auf und salutierte.

Jeremenko winkte einen Unteroffizier herbei, der den Oberst abführte.

Dann, plötzlich, bemerkte er eine große Unruhe im hinteren Teil des Blockhauses. Einige Soldaten unterhielten sich aufgereggt vor einer Tür. Jeremenko öffnete die Tür. Die Tür zum Allmächtigen, so schien es ihm.

Hinter der Tür saßen, in einer Schreibstube, zwei Geheimdienstoffiziere und Lasarew. Lasarew war entwaffnet worden, und man hatte ihm die Rangabzeichen von der Uniform gerissen.

»Was zum Teufel ist denn hier los?«, brüllte Jeremenko. »Warum haben Sie meinen Adjutanten verhaftet?«

»Konterrevolutionäre Propaganda«, sagte einer der Geheimdienstoffiziere.

»Bitte was?«, brüllte Jeremenko noch lauter.

Der rangniedrigere Geheimdienstoffizier las völlig unbeeindruckt von einem Blatt Papier vor. Der andere hörte teilnahmslos zu.

»Das subversive Element Sergej Lasarew hat laut Angaben des leitenden Lazarettarztes Alexandre Antonow zu einem der Verwundeten gesagt, dass die Führung der sozialistischen Sowjetrepublik in Friedenszeiten die halbe Armee liquidiert hätte. Denken Sie nicht, Genosse Armeegeneral, dass dies für eine Verhaftung ausreicht?«

Jeremenko starrte den ranghöheren Offizier an. Dieser schaute mit erhobenem Kinn zurück.

Jeremenkos Mund war ein ausgetrockneter Brunnen. Er spürte, wie Lasarew seinen Blick suchte. Doch Jeremenko schaute seinen Adjutanten nicht an. Er richtete den Blick unentwegt auf den ranghöheren Geheimdienstoffizier. Den mit dem erhobenen Kinn. Als sei dieser ein Dämon, den man nicht eine Sekunde aus den Augen verlieren durfte.

Jeremenko verließ tonlos den Raum. Er gab weiter Befehle. Er versuchte weiter, die Deutschen zu besiegen. Und nur noch mit entsichertem Revolver würde er von nun an auf seinem Feldbett schlafen.

## Srebrenica

Dann hörte er Stimmen. Draußen vom Hof her. Er trat aus dem Stall, in dem er gerade seine Ziege gemolken hatte. Einen guten Ziegenkäse konnte er machen. Aus der ganzen Umgebung kamen sie zu ihm deswegen.

Aber die da draußen kamen nicht wegen Ziegenkäse. Es waren Soldaten. Zerlumpte Soldaten. Manche trugen nur Turnschuhe. Viele hatten schmutzige, blutverkrustete Gesichter. Mit tiefen Augenhöhlen. Als seien sie jetzt schon tot. Sie machten Rast, tranken Wasser, aßen ein wenig. Auch den Ziegenkäse, den Halim aus dem Haus holte. Wegen dem sie eigentlich gar nicht gekommen waren.

Einer, den er kannte aus einem Nachbardorf, rief ihm zu:

»Väterchen Halim, die Serben sind da. Scher dich davon in den Wald, so lang du noch Zeit hast.«

»Was soll ich im Wald?«, fragte Halim, »Ich bin über siebenzig. Ich hab nur noch mich und meine Ziege, die meckert nur rum im Wald.«

»Du Narr, verschwinde, solange du noch kannst. Allah kann dir sonst auch nicht mehr helfen.«

Halim sagte: »Ich habe mit den Partisanen gegen die Deutschen gekämpft. Die Serben werden mir nichts tun.« Und er grinste verschmitzt: »Und wenn doch, so sterbe ich als heiliger Kämpfer, und habe viele Jungfrauen im Paradies.«

»Halim«, antwortete ein anderer Soldat, »ich glaube nicht, dass die Jungfrauen dich noch anfassen wollen.«

Nach einer Weile zogen die Soldaten weiter. Aus der Fer-

ne hörte man jetzt Granatfeuer. Halim ging zurück in den Stall. Zu seiner Ziege. Sogar Branko, sein serbischer Freund, war früher kilometerweit aus Bratunac zu ihm hingefahren, um Ziegenkäse zu holen. Und Branko hatte immer Rakija, serbischen Schnaps, mitgebracht. Bis spät in die Nacht hatten sie getrunken. Und Brot und Ziegenkäse gegessen. Nun war Branko weg. Irgendwo in der serbischen Armee hatte er gekämpft, und eines Tages dann nicht mehr. Weil er tot war. Getötet von muslimischen Soldaten.

Halim molk weiter an seiner Ziege, ganz in Gedanken versunken. Die Ziege trat aus, weil alle Milch raus war und Halims Melken ihr weh tat. Sie traf sein linkes Bein. Halim schrie auf vor Schmerz. Das letzte Mal war Halim sowas passiert mit neun Jahren, als er von seinem Vater das Melken gelernt hatte. Halims Vater war lange schon tot. Getötet von den Deutschen. Im Februar 1943. Offenbar tötete jeder jeden in dieser Welt. Halim hatte auch getötet. Als Partisane. Vor allem Deutsche. Gezählt hatte er sie nicht. Das war auch schwer, wenn man eine LKW-Kolonnie der Deutschen in die Luft sprengte, für Minuten aus allen Rohren feuerte, und sich dann schnell zurückzog. Da konnte man nicht noch zählen. Allenfalls die eigenen Toten.

Es wurde dunkel. Halim schlief sehr unruhig. Eigentlich gar nicht. Es war mehr ein Wachliegen inmitten schwarzer Schatten. Die ganze Nacht hindurch vernahm er immer wieder, von weit her, Gewehrknattern. Im Morgengrauen hörte er Stimmen und derbes Gelächter. Doch das waren keine Bosnier, wie am Tag zuvor. Er ging raus aus dem Haus. Draußen waren Serben. Die Ziegen hatten sie schon aus den Stall geholt. Und erschossen. Halim dachte: Ziegen erschießt man nicht. Man schächtet sie. Das ist: Ihnen die Kehle durchtrennen, um ihr Blut in einen Bottich laufen zu lassen. Denn Blut ist unrein. So kannte es Halim.

Die Serben riefen laut und grölend: »Wer bist denn du,

türkisches Väterchen? Hast du nicht gehört, dass wir kommen? Die Holländer sind schon weg, falls du auf die wartest.«

Halim hatte gehört, dass Holländer da waren, unten in Srebrenica und weiter nördlich. Holländer mit blauen Helmen. Dass ein Soldat einen blauen Helm haben konnte, verstand Halim nicht. Das Blau war überall zu sehen, und der Soldat wurde als erstes getroffen. Was die Holländer hier in der Gegend von Srebrenica wollten, wusste er nicht so genau. Radio oder Zeitung hatte Halim nicht. Nur das, was er von den anderen hörte. Und seine Erinnerungen. Eine Erinnerung schien ihm wichtig. Er rief zu den Serben: »Hab bei den Partisanen gekämpft. Im großen Krieg. Zusammen mit Serben, mit euch. Gegen die Deutschen.«

Die Serben wechselten Blicke. Und wurden ruhiger. Sie ließen Halim stehen. Die Ziege aßen sie trotzdem. Sie machten Feuer und brieten sie an einem Stock.

Ein serbischer Unteroffizier kam zu ihm. Drei Uhren hatte er an seinem linken Arm. Als würde er einer Uhr allein nicht trauen.

»Willst ein Stück von deiner Ziege?«, rief er. »Die ist vermutlich so zäh wie du.«

Halim sagte danke und aß das Stück. Auch wenn es haram, unrein, war. Wegen des Blutes. Doch besser so als anders.

Gegen Mittag zogen die Serben weiter. Halim staunte, wie nützlich Erinnerungen sein können. Und begrub den Rest seiner Ziege hinter dem Haus.

Er überlegte, ob er in den Wald sollte. Er begann zu packen. Und wieder auszupacken. Im Wald würde er doch nur verhungern oder verdursten. Es war heiß in diesem Juli. Dann hörte er draußen Motorengeräusche. Es klang fast so, als würden wie damals die Deutschen mit ihren Panzern kommen. Er trat hinaus.

Draußen waren wieder Serben. Aber sie sahen anders aus. Anders als die serbischen Soldaten zuvor. Diese jetzt hatten Polizei-Uniformen mit Tarnmustern an. Viele hatten kahlgeschorene Köpfe. Als seien sie Häftlinge aus einem Gefängnis, die sich mit den Uniformen ihrer Wächter eingekleidet hatten. Auf ihren Uniformen trugen sie den doppelköpfigen Adler. Ein Adler schaute nach rechts, der andere nach links. Halim schaute auch nach rechts und links. Doch er wusste nicht mehr wohin.

Ein Offizier kam zu ihm. Er sagte: »Geh in dein Haus. Hock dich auf den Boden.«

Halim ging in sein Haus. Der Offizier kam mit. Als Halim auf dem Boden hockte, fesselte ihm der Offizier mit einem Kunststoffband die Hände auf den Rücken. Das Band schnitt tief in die Haut ein. Auch die Beine band der Offizier zusammen. Halim sagte: »Ich war bei den Partisanen. Mit euch Serben. Gegen die Deutschen. Lasst mich leben.«

»Halt dein Maul, Muselmann«, sagte der Offizier und ging raus.

Stunde um Stunde hockte Halim so mit angewinkelten Knien auf dem Boden. Der Boden war kühl, und nach einer Stunde kroch die Kälte in seinen Unterleib. Obwohl es draußen so heiß war. Aber besser so als anders. Immer wieder hörte Halim Schüsse von draußen. Meist sieben oder acht hintereinander.

Er betete zu Allah. Er nickte ein. Dann wachte er auf, weil er, ganz nahe an seinem Haus, Hufgetrappel hörte. Ein Pferd. Als Partisanen waren sie oft auf Pferden geritten. Das war besser als auf Lastwagen oder Panzern. Weil die Deutschen sie dann schlechter hörten.

Ein Mann kam rein. Ein General. Auf einer hohen Schirmmütze hatte er goldene Tressen. Der General setzte sich auf einen Stuhl neben Halim, als suche er Rat bei einem verbündeten General.

Aber Halim war kein General. Er war ein bosnischer Ziegenbauer. Mit einer toten Ziege.

Der General stützte seinen linken Arm auf den Oberschenkel. Er sagte: »Weißt du, wer ich bin, Muselmann?«

Halim sagte: »Ja. Du bist Mladic.«

Mladic sagte: »Ich bin immer bei meinen Männern. Sie lieben mich, und ich liebe sie. Durch Zufall hörte ich von einem, du seist bei den Partisanen gewesen. Da dachte ich mir: Den Muselmann muss ich sehen.«

Halim dankte Allah, dass er seine Gebete erhört hatte: »Ja. Ich war bei den Partisanen. Mit euch Serben. Viele von uns waren bei den Partisanen.«

Mladic fragte: »In welcher Einheit warst du?«

Halim sagte: »5. Krajina Brigade. Genosse Oberst Josip Šoša.«

»Das ist gut«, sagte Mladic, »Diese Brigade war eine gute Brigade.« Und er fragte weiter: »Und hast du auch gegen Kroaten gekämpft mit deiner Brigade?«

Halim überlegte. Ja, gegen Kroaten hatten sie auch gekämpft, denn die waren mit den Deutschen verbündet gewesen.

Doch Mladic schien gar nicht auf eine Antwort zu warten. Er sagte: »Mein Vater war auch bei den Partisanen. Als ich drei war, haben die Kroaten ihn getötet. Seitdem habe ich geschworen, dass für jede Handvoll Erde, die auf meines Vaters Sarg liegt, ich einen Kroaten töte. Man muss seinen Schwur erfüllen.«

Mladic erhob sich. Und zum Abschied sagte er: »Weil du bei den Partisanen warst, lassen wir dich leben.«

Mladic ging hinaus. Kurze Zeit später hörte Halim wieder ein Pferd wiehern, offenbar war es Mladic, der zu Pferd unterwegs war. Als sei er auch ein Partisane, der zu Pferd gegen die Deutschen kämpfte.

Es wurde ruhiger. Wahrscheinlich zogen die Serben wei-

ter, er hörte kaum noch Schreie oder Schüsse. Etwas eine Stunde später kam ein serbischer Soldat zu ihm und schnitt ihm die Beinfesseln durch. Die Handfesseln ließ er dran. Er sagte: »Steh auf, Muselmann.«

Halim konnte nicht aufstehen. Wegen der Handfesseln. Der Soldat zog ihn hoch und hielt Halim eine Weile lang fest. Denn Halim schwankte, ihm war ganz schummerig im Kopf, weil er so lange auf dem Boden gesessen hatte.

»Geh los, Muselmann. Raus in den Hof«, raunzte der Soldat.

Halim ging raus. Draußen waren nur noch ein Dutzend Serben.

»Weiter, weiter«, sagte der Soldat. »In den Wald.«

Halims Gedärme zogen sich zusammen. Als wären auch sie gefesselt. Der Soldat und Halim gingen mehrere hundert Meter durch den Wald hinter Halims Haus. Halim stolperte mehr, als dass er ging. Immer wieder musste der Soldat ihn hochziehen und weiterschleppen. Sie kamen auf eine kleine Lichtung. Dort war eine frisch ausgehobene Grube. Vermutlich weil dort weniger Wurzelwerk beim Ausheben störte. So hatten Halim und seine Kameraden immer ihre Toten begraben. In Gruben mit möglichst wenig Bäumen in der Nähe. Halim guckte nicht rein in die Grube.

Der Soldat drückte ihn auf die Knie. Halim betete leise. Dann hörte er, wie der Soldat seine Pistole entscherte. Halim spürte einen furchtbaren, krachenden Schlag gegen sein Genick, der durch seinen ganzen Körper hindurch dröhnte. Halim kippte nach vorne und hatte das Gefühl, dass sein Mund ganz trocken war, und dann plötzlich voller Flüssigkeit. Er wollte schlucken, doch es gelang ihm nicht. Dann spürte er, wie er zur Seite kippte. Alles wurde dunkel um ihn herum, und er hoffte, dass ihn die Jungfrauen im Paradies vielleicht doch noch anfassen würden.

## Leichen im Fluss

Ein milder September-Morgen. Treffpunkt 10 Uhr am Steg, Konrad-Adenauer-Ufer, Koblenz. Dicker Flusskreuzer. Internationale Touristik-Gesellschaft XY Tours.

Luxus-Schiffsreisen für Silver Surfer. Für solche, die in den Modezeitschriften nach Kleidern schauen, nicht mehr nach Körpern.

Alles am Ufer ist mit meterhohen Holzverschlängen versperrt. Sanierung der Fluss-Promenade. Für die Bundesgartenschau in einigen Monaten. Damit der Fluss bei Hochwasser nicht die Blumen ertränkt.

Ich frage mich durch. Ein Würstchenverkäufer sagt mir, wo die MS Janette liegt: »Meine Dame, immer den Alten mit den Goldkettchen nach.«

Ich gelange aufs Schiff. Der Steward an der Gangway blockt ab. Nicht alt, nicht reich genug.

Ich sage: »Tourist Office für die Tagestour von Mister Hector Samantes.«

»Hector?« Der Steward verschiebt sein Gesicht in Richtung Mitleid. »Den Gang lang. Treppe runter. Kabine 78.«

Ich klopfe bei 78. Eine Frauenstimme antwortet auf Englisch. Eintritt.

Der Körper der Stimme kommt auf mich zu. Schüttelt mir freundlich die Körperhand.

»Sie sind Mrs. Taylor?«

»Ja, die Übersetzerin.«

»Mein Name ist Iwana. Ich bin Hectors persönliche Assistentin.«

Iwana schaut auf den Kabinenboden. Als sei unter ihr ein Haifisch auf der Lauer.

»Sie müssen wissen, Hector ist nicht immer einfach.«

»Wie meinen Sie das?«

Iwana überlegt. »Es gab mal einen berühmten kanadischen Pianisten. Glenn Gould. Die Manager von Columbia sagten ihren Toningenieuren: ›Nehmt sein Klavierspiel auf. Egal, ob er euch anschreit, schlägt, anpinkelt, ob er nachts um drei einen Hamburger will. Nur nehmt ihn auf.‹ Hector ist so eine Art Glenn Gould der Photographie.«

»Aha«, sage ich. »Und wie lange machen Sie diesen Job schon?«

»Zwei Jahre. Ich komme aus Bosnien. Hab in New York Literaturwissenschaft und Geschichte studiert und einige Jahre dort als Dozentin gemengt. Bis mir Hector ein Angebot gemacht hat.«

»Aha.«

»2000 Dollar im Monat dafür, dass ich ihn niemals vergöttere. Er steht auf dem Standpunkt: Ein Gott braucht mindestens einen Menschen, der ihn nicht vergöttert.«

Iwana spricht weiter. So, als lese sie einen Einkaufszettel vor: »Alle vergöttern Hector. Wenn Hector fotografieren will, scheint die Sonne extra für ihn.«

»Alles klar«, sage ich.

»Schön«, sagt Iwana.

Das Kabinentelefon klingelt.

Iwana geht ran. »Ja, wir kommen.«

»Wohin nun?«

»Zu Gauner, dem Hotelschiff-Direktor.«

Wir gehen zu einer Besprechungskabine. Ich frage Iwana: »Ist Gauner sein richtiger Name?«

»Nein, aber Sie werden schon sehen.«

Meeting mit Gauner, Iwana und Heinrich, einem weiteren Mitarbeiter von XY Tours.

Heinrich hat einen Segelyachtschein. Für Ozeane und Pinkelbäche.

Gauner hebt an: »Also. Es gibt nur eine Regel: Alles, was Hector will, wird gemacht. Ohne wenn und aber. XY Tours zahlt für alles. Hector wird Fotos vom Fluss machen. Von den Burgen und all dem Zeugs, das die Amerikaner nicht haben. Damit nächste Saison viele Amerikaner mit XY Tours shippen. Mrs. Taylor: Dolmetschen. Heinrich: Yacht fahren mit Hector. Wenn er es will. Iwana. Wie gehabt. Ich: Koordination. Wir fahren die Strecke von Koblenz nach Assmannshausen einmal hin und zurück. Erste Teilstrecke: Zuerst mit dem Schiff nach Braubach. Dort warten zwei Taxen.«

Gauner kratzt sich die Hände. Als hätte er Flöhe.

Iwana sagt zu mir: »In der Nähe von Assmannshausen, bei Kaub, überquerte Marschall Blücher einst den Rhein, um gegen Napoleon zu ziehen.«

»Weiß das Hector?«, frage ich.

»Nein, aber Hector selbst wäre damals Blücher gewesen. Sie verstehen?«

»Oder Napoleon«, sage ich.

Iwanas Lächeln fliegt in meine Augen.

Plötzlich schwingt die Tür auf. Iwana schaut mich an und nickt. Hector ist so klein und winzig, als müsse er noch aufgeblasen werden. Aus Alter gemeißeltes Gesicht. Keine Haare. Die Haut eines Panzersoldaten. Nach dem Ausbrennen des Panzers. Der Goldschmuck an seinen Ohren und Armen und die riesige Kamera um seinen Hals wiegen mehr als der Körper.

Hector schaut mich von unten an wie ein Hündchen.

Iwana sagt: »Mrs Taylor. Translation.«

Hector nimmt meinen Geruch auf. Dann verschwindet er wieder. Iwana: »Hector macht sich nun frisch.«

Das Schiff legt ab. Ich stehe mit Iwana an der Reling. Hec-

tor kommt nach einer Weile hinzu. Iwana schaut ihn prüfend an.

»Hector, Sie sind kein Gott. Und Ihr rechter Arm zittert. Sie nehmen Ihre Tabletten nicht regelmäßig.«

Ich höre Hector zum ersten Mal sprechen. Er klingt, als sei seine Zunge, sein Rachen mit Blech ausgekleidet. »Brauch die Tabletten nicht. Friere halt.«

Iwana: »Und warum friert Ihr linker Arm nicht?«

Hector: »Die linke Seite der Welt ist wärmer.«

Gauner schlendert über das Deck. Er hat immer noch Flöhe.

Hector zu Gauner. »Darf ich diese Burg da fotografieren? Urheberrecht und diese Kacke?« Ich übersetze. Ohne die Kacke.

Gauner: »Die Burg ist Weltkulturerbe. Sie können sie fotografieren.«

Ich übersetze.

Hector: »Und masturbieren vor ihr?«

Ich übersetze das nicht.

Gauner sagt trotzdem: »Yes.«

Hector fragt mich: »Gibt es viele Leichen im Rhein?«

»Leichen?«, frage ich.

»Ja, Leichen.«

»Ja, ein paar im Jahr. Übermütige Jugendliche. Oder ein Navigationsprogramm lenkt ein Auto hinein.«

»Und dann?«

»Was dann?«

»Was macht der Rhein dann?«

»Ich weiß nicht. War noch nie dabei. Flusswacht. Taucher. Keine Ahnung. Oder die Leiche wird angespült irgendwo.«

Hector verschwindet wieder im Inneren des Schiffs.

Wir erreichen Braubach. Dort warten zwei Taxen. Wir fahren ein Stück und setzen über mit der Autofähre nach Boppard. Hector steht am Bug, als erreiche er als erster ei-

nen neuen Kontinent. Plötzlich sagt Iwana mit kreidebleichem Gesicht: »Hector needs some chocolate.« Ich frage: »Was ist so schlimm daran?«

»90 percent cacao.«

Ich überlege: »In Boppard gibt es, glaube ich, ein Schokoladen-Fachgeschäft.« Iwana und Gauner strahlen.

Wir finden das Schokoladengeschäft. Hector guckt sich Schokolade an wie andere Bücher. Gauner wirft alles, was Hector länger als fünf Sekunden anschaut, in einen Korb.

»120 Euro«, sagt der Mann hinter der Theke. Es ist ein Fachgeschäft.

Iwana zieht ein halbes Dutzend Kreditkarten heraus. Der Thekenmann winkt ab: »Noo grädid kardz.«

Gauner öffnet seine Börse: »Hab nur 40 € und ein paar Zerquetschte mit.«

Gauner hat jetzt sehr starken Flohbefall: »Mrs. Taylor, bitte. Sie kriegen selbstverständlich alles von XY Tours erstattet. Hector darf nicht sauer werden.«

Ich weiß nun, warum er Gauner heißt. Ich zerre 80 € aus meinem Portemonnaie. Gauner legt noch eine Schachtel Pralinen für mich obendrauf. »Die Pralinen als Geschenk für Sie.«

Wir steigen auf Heinrichs Segelyacht mit Motor. Ich, Hector und Gauner. Iwana fährt mit einem der Taxen zur MS Janette.

Hector isst eine Tafel Schokolade, als wäre es Brot. Er nimmt mich zur Seite: »Tell me, what's up in Boppard? I heard from that ›Weinfest‹.«

Ich sage: »Eine Schlacht aus Urin, Kotze und Sperma. Sonderbesoffene aus dem Ruhrgebiet. Morgens spritzt die Stadtreinigung die Nackten auf der Toilette wach.«

Hector: »Gibt es Fotos von diesen Nackten?«

»No, Mister Hector.«

In Boppard haben sie ein Heim mit Abteilungen namens: Rhein, Nahe, Lahn. Und Mosel. In Mosel sind die ganz

Durchgeknallten. Vielleicht sollten wir mit Hector zur Mosel fahren. Aber wir fahren weiter den Rhein hinauf. Damit Hector seine Fotos machen kann.

Hector will nach 10 Minuten wieder runter von der Yacht. Ihm ist schlecht. Wir steigen um in das Taxi, das uns am Flussufer begleitet hat. Gauner: »Mit dem Taxi nach Assmannshausen. Hotel Krone. 5 Fress-Sterne.«

Hector. »Ich glaube, mir ist bis Halloween schlecht.«

Gauner zu mir: »Nicht fürs Protokoll: Der Kerl kostet uns 3000 Dollar den Tag. Und jetzt ist ihm schlecht.«

Hector sagt auf Englisch zu mir: »Mein Großvater sprach diese schreckliche deutsche Sprache.«

Gauner zu mir: »Was hat er gesagt?«

Ich: »Ihm ist immer noch schlecht.«

Wir fahren los. Heinrich bleibt bei der Yacht. Gauner hat eine Flohinvasion. Hector schaut aus dem Fenster. Ab und zu sagt er »Stop«. Und fotografiert aus dem Auto heraus. Gauner kratzt sich ein bisschen weniger.

Wir erreichen Assmannshausen. Im 5 Sterne-Hotel ›Krone‹ lässt sich Hector einen kleinen Salat bringen. Der Kellner muss noch mal kommen. Ich übersetze: »Bitte den Salat aufwärmen«. Der Kellner hat ein 5 Sterne-Fragezeichen auf der Stirn. Gauner: »Nun machen Sie schon!«

Nach dem Essen sitzen wir im Clubraum, bis die MS Janette eingetroffen ist. Hector lutscht an einer Zigarre.

Iwana umarmt Hector: »I missed you so much.«

Wir fahren die Rheinstrecke zurück nach Koblenz. Hector steht an der Reling. Ohne Kamera. Er starrt auf das Wasser und das Ufer, als sei die Kamera hinter seinen Augen eingebaut. Gauner starrt auf Hector, als sei dieser ein Floh. Die Landschaft schiebt sich an uns vorbei.

Bei St. Goarshausen schreit Hector plötzlich: »Stop«.

Wir sollen ankern. Gauner rennt über das Deck: »Ankern? Warum?«

Iwana: »Hector will Fotos machen.«

Gauner ist ein Admiral, der brüllt: »Ankern!«

Hector steht an der Reling. Iwana bringt die Kamera. Hector beginnt zu fotografieren. Nicht die Burg oder die Kirche. Nur das Wasser und den dreckigen Kieselstrand. Gauner kratzt sich wieder.

Plötzlich hält Hector sich an der Reling fest. Er sinkt auf seine Knie. Und dann mit dem ganzen Körper auf den Boden.

Ein Gurgeln und Japsen kracht aus seinem Mund. Es klingt, als würde ein lachendes Kind einen Weinkrampf bekommen. Oder umgekehrt. Iwana ist als erstes bei ihm.

»Hector! SOS. Help, help ...«

Gauner hat alle Flöhe vergessen. »Um Gottes willen, wahrscheinlich ein Schlaganfall. Oder ein Herzinfarkt.«

Hector wimmert noch immer. Wir tragen ihn in eine Kabine. Gauner hat sein Handy fast im Mund: »Notarzt. Wer hat denn verdammt noch mal Notdienst an diesem Scheißfluss.«

Die MS Janette schiebt sich an die nächste Anlegestelle. Ein Krankenwagen mit Notarzt kommt.

»A doctor is coming«, winselt Iwana Hector zu.

»Fuck the doctor«, sagt Hector.

Der Notarzt misst den Blutdruck, hört alles ab. Schaut Hector in Augen und Mund. Führt einen Bleistift an Hectors Augen vorbei.

»Ich denke, es ist nur ein Schwächeanfall gewesen. Er sollte aber zur Sicherheit für ein paar Tage ins Krankenhaus.«

Hector lehnt ab. Alle müssen die Kabine verlassen. Außer mir.

Ich frage ihn: »Was ist los, Hector? Alle sind nur sehr besorgt.«

Hector schaut, als betrachte er Photos in einer anderen Welt.

»Hab seit zwei Jahren Parkinson und bin auf einem Auge fast blind. Ich wundere mich, dass die Leute meine Photos immer noch wollen. Doch als ich das Angebot bekam, hier am Rhein Photos für XY Tours zu schießen, wusste ich, es ist die letzte Gelegenheit.«

»Gelegenheit wofür?«

»Der Rhein ist ein schöner Fluss. Aber kennen Sie den Mississippi?«

»Nein«, sage ich.

»Einmal war ich mit meinem Vater an diesem Fluss. Ich muss so vier gewesen sein. Es ist die einzige Erinnerung, die ich an ihn habe.«

»Was ist mir ihrem Vater geschehen?«

»Er ging in den Krieg. In einer schönen Uniform, wie meine Mutter sagte. Er kam nicht zurück. Vermisst, sagten sie. Ein Vermisster ist ein Toter, der nicht sagen kann, dass er tot ist.«

Hector scheint nachzudenken.

»Also wuchs ich vaterlos auf. Verdrängte alles, machte meine Ausbildung als Photograph und war bald erfolgreich. Und mit dem Erfolg kam das Nebensächliche: Geld, Ruhm, die vielen Frauen für eine Nacht. Irgendwann war ich nur noch eine leere Hülle aus Glamour und Einsamkeit. Bis ich mir sagte: Ich suche ihn jetzt. Seine Spur. Den Ort, an dem er vermutlich starb.«

Ich höre, wie die MS Janette ablegt und weiter fährt.

Hector fährt fort: »Ich fand den Veteranenverein seines Regiments, und nach langem Suchen auch jemanden, der im gleichen Boot gesessen hatte wie er.«

»War er bei der Marine?«

»Nein, bei der Infanterie.«

»Wo wurde er vermisst?«

Hector spricht, als habe er ein Photomotiv gefunden.  
»Hier.«

»Hier?«

»Hier in St. Goarshausen. Hier setzte seine Einheit in Sturmbooten über den Rhein. 1945. Die Deutschen waren eigentlich geschlagen, aber wenn die GIs Pech hatten, trafen sie noch auf eine intakte Stellung, SS vielleicht mit einem Maschinengewehr. Nun, die Einheit meines Vaters, so sein Kamerad, den ich sprechen konnte, hatte wohl dieses Pech, als sie hier übersetzten. Ihre Sturmboote wurden von einem MG erfasst, sie verloren 12 von 40 Männern, der Kamerad sah noch wie die Geschosse den linken Arm meines Vaters zerfetzten und ihn aus dem Boot rissen, sodass er ins Wasser stürzte. Die Strömung trieb ihn schnell fort. Sie haben ihn nicht mehr gefunden. Sicherlich ist er irgendwo weiter flussabwärts angespült worden. Aber es waren so viele Leichen im Rhein in diesen Monaten, dass keiner mehr sich um einzelne kümmerte. So war dies der letzte Ort, an dem ich meinen Vater besuchen kann. Ich habe nun Frieden.«

Hector schweigt. Er greift nach meiner Hand und drückt sie. Er schließt die Augen. Nach einer Weile beginnt er leise zu schnarchen. Ich verlasse seine Kabine. Iwana wartet draußen.

»Was hat er Ihnen erzählt?«

Ich sage: »Er schläft.« Und: »Ich glaube nicht, dass er noch Photos machen will.«

Iwana seufzt: »Das wird eine teure Vertragsstrafe.«

Wir erreichen Koblenz. Gauner stellt mir einen Scheck aus. Ich schaue den Scheck an und gebe ihn zurück.

»Was ist denn?«, fragt Gauner.

»Sie haben das Geld für die Schokolade vergessen.«

Gauner zerreißt den Scheck und stellt einen neuen aus.

Ich verlasse die MS Janette. Die Gangway entlang auf das Ufer. Schlendere die Rheinpromenade entlang. Wieder diese meterhohen Holzverschlge. Für die Bundesgartenschau. Mit den Tausenden von Blumen. So sieht man die Leichen der Kriege nicht mehr.

---

DIE MINDERHEIT  
DES ICHS



## Voice Maker

Unveränderte Räume. Keine Verstellungen. So will ich es haben.

Ich lade aus. Mit meinem Lehrling Karl. Nach der Zeit bei mir will er Physik studieren.

Der Oberflächen-Scanner ist das schwerste Gerät. Vier Arme, vier Hände. Rauf in den ersten Stock. Dort wartet die Kriminalpolizei schon. Der Inspektor ist ein alter Bekannter.

»Wir haben einen Verdächtigen. Ich muss wissen, ob er letzte Nacht in diesem Zimmer war. Er leugnet, Opfer und Wohnung zu kennen. Kriegst du das hin?«

»Ich denke ja. Solange deine Wandalen nicht schon drinnen waren«.

»Es war noch keiner drin. Du und die Leiche, ihr seid unter euch.«

Karl holt die letzten Geräte. Monitor. Kabelsplitter. Wiedergabe-Gerät.

Die Leiche am Fußboden glotzt mit offenen Augen. Als wolle sie all das nicht glauben.

Wir fangen an. Oberflächen-Scanner ein. Feinster Laser in alle Richtungen. 3D in Perfektion. Eine Stunde wird er brauchen. Wir verlassen das Zimmer. Rauchen. Schwätzen. Der Scanner piepst. Wie ein treues Hündchen, das mit seinem Häufchen fertig ist.

Post-Processing. Ich setzte die Kopfhörer auf. Danach lauscht der Inspektor mit.

»Alles klar. Das reicht allemal für einen Haftbefehl.«

Seine Wandalen funken los. Zum Haftrichter und wieder zurück.

Karl und ich packen die Geräte zusammen.

Einen Auftrag habe ich heute noch. Privatwirtschaft. Und dann diesen Anruf von meiner Schwester. Ich weiß nicht, ob ich dazu noch die Kraft haben werde.

Gebäude-Unterlagen der Firma, zu der ich noch muss. Glas und Stahl sind ganz schlecht. Glas ist durchsichtig und gibt dennoch kaum ein Geheimnis preis. Stahl ist besser, aber immer noch schwierig. Stein, Beton, Holz sind am besten. Der Trakt, in den ich muss, ist aus Beton.

Ein Nadelstreifenanzug empfängt mich. Abteilungsleiter. Wo die Macht anfängt und niemals mehr endet. Er führt mich in den betreffenden Büroraum. Zwei-Personen Arbeitszimmer.

»Wir müssen wissen, was gestern Abend in diesem Raum vor sich ging.«

»Haben Sie die Rechte dafür?«, frage ich.

Der Typ schüttet schlechte Laune über seinen Anzug.

»Die Gewerkschaft hat gerichtlich durchgesetzt, dass wir keine Mikrofone und Kameras in unseren Büros einsetzen dürfen. Also, warum sollte ich dann die Rechte für das hier haben? Wir bezahlen Sie so großzügig, damit Sie nicht nach den Rechten fragen.«

Alles klar.

Der Nadelstreifenanzug druckst etwas freundlicher herum.

»Sagen Sie mir, was ist das physikalische Modell dahinter?«

»Geschäftsgeheimnis«, sage ich.

»Wenigstens das Prinzip.«

Ich lasse mich nicht lumpen.

»Schall ist letztlich eine mechanische Kraft. Eine Vielzahl von Druckwellen, welche auf die Zimmerwände, den Fuß-

boden, die Decke stoßen. Edison hat, vor 200 Jahren, die Schallwellen, die durch Musik und Sprache erzeugt wurden, auf eine feine Staniolfolie abgebildet, und jede Musik, jede Stimme wurde mit ihren individuellen Mustern in die Folie gepresst. Damit war die erste Aufnahme geboren.«

Der Typ schaut aus wie eine Hyäne vor einer Sahnetorte. Ich doziere weiter.

»Eine Wand, eine Decke ist eine Schicht von Millionen von Atomen, auf die der Schall stößt. Eine solche Wand erscheint uns hart, aber die ersten Schichten sind weich, weicher als ein Sandstrand am Meer. Der Schall hinterlässt seine Muster. Wenn Sie sprechen, ein anderes Muster, als wenn ich spreche. Jedes dieser Muster drückt sich in winzigen Spuren in die weichen Atomschichten der Wand. Ein Fingerabdruck des Lautgeschehens sozusagen. Bei Stein und Holz besser und deutlicher als bei Glas und Stahl. Ich lese diese Muster aus den Atomschichten wieder aus und rückübersetze sie in Schall, also in Sprache oder eben die Geräusche, die im Raum waren. Je zeitnaher, desto besser. Im Prinzip nicht anders als schon bei Edison.«

»Sie sind ein Scharlatan«, sagt der Nadelstreifenanzug.

»Ich glaube kaum.«

Nach zwei Stunden ist das Ergebnis da.

Der Nadelstreifenanzug stülpt sich die Kopfhörer über. Wie eine Mütze, die ihm nicht passend erscheint. Nach einigen Sekunden beginnt sein Gesicht zu leuchten. Als würde er ein Evangelium hören. Ich kenne diesen Gesichtsausdruck. Wenn die Leute die Stimmen erkennen.

Doch dann zeigt der Typ Falten auf seiner Stirn. Sein Gesicht hat in eine unreife Zitrone gebissen. Säuregehalt knapp vor der Salzsäure. Seine Hände und Arme, sein ganzer Körper verkrampfen. Als würde ich ihm Hinrichtungs-Strom in sein Gehirn schicken. Er reißt die Kopfhörer ab.

»Das reicht, diese Schweine ...«

Er fragt: »Ist Ihr Verfahren auch wirklich gerichtsfest?«

»Ja, ist es. Aber in Ihrem Fall vermutlich ein unzulässiges Beweismittel.«

»Das lassen Sie mal meine Sorge sein.«

Ich packe mit Karl ein. Wir gehen nach draußen.

»Karl, ich habe noch eine Sache. Du kannst aber jetzt Schluss machen.«

»Auf Wiedersehen«, sagt Karl. »Bis morgen.«

»Bis morgen.«

Ich fahre los. Richtung nach Hause.

Nach fünfzehn Meilen biegt man rechts ab zu mir, oder fährt geradeaus weiter zu meiner Schwester. Die letzten drei Tage bin ich abgebogen.

Ich fahre weiter. »Willst du dir das wirklich antun?«, habe ich meine Schwester am Telefon gefragt.

»Ich muss ...«, habe ich unter all dem Geheul und Gegurgel aus dem Telefon herausgehört.

Ich erreiche das Haus. Drei Stockwerke für eine Familie. Im Erdgeschoss sitzt meine Schwester an einem Tisch. Ich setze mich neben sie. Wir schweigen uns an. Nach einer Weile frage ich sie: »Warum?«

»Ich war nicht da. Verstehst du ... ich war nicht da.«

Sie braucht fast eine Stunde, bis wir nach oben gehen können. Ab der Hälfte der Treppe werden die Wände schwarz. Ruß. Alter Brandgeruch. Feuer ist nicht wählerisch. Es fragt nicht nach dem Weg. Es geht ihn einfach.

Meine Schwester zeigt mir das Zimmer.

»Hier.« Ihr Gesicht wird ein Wasserfall.

Ich ziehe sie aus dem Zimmer raus. Sonst wird das Ergebnis verfälscht.

Ich schleppe meine Geräte rein. Der Scanner ist wirklich schwer. Aber man kriegt ihn zur Not auch allein eine Treppe hoch. Eine Bandscheibe bin ich schon los.

Ich fange an. Das Scanning geht schnell, das Post-Processing dauert fast drei Stunden. Das Hauptproblem ist das Löschwasser, das an die Wände geklatscht ist. Aber es gibt einige Stellen, an die es nicht dran kam. Nicht an die Sandsteinwand. Sandstein ist so weich. Man kann ihn lieben dafür.

Eine halbe Stunde lang wage ich nicht, die Kopfhörer aufzuziehen. Doch es muss ein.

Ich lausche. Eine ganze Stunde lang. Dann bin ich mir sicher.

Ich gehe nach unten. Es ist drei Uhr morgens. Meine Schwester sitzt am Küchentisch. Als sei sie angeklebt.

Ich lege meine Hand auf ihre Schulter: »Sie haben nicht gelitten.«

Sie steht auf und umklammert mich. Mein Hemd ist danach ganz nass.

Ich fahre wieder nach Hause. Morgen wird ein anstrengender Tag.

## **Anna, oder: Was würde Sherlock Holmes sagen?**

Als ich aufwache, liegt etwas in meinem Zimmer. Ein Körper. Es ist Vollmond, ich kann die Umrisse deutlich erkennen. Der Körper liegt direkt auf dem Boden. Was würde Sherlock Holmes jetzt sagen? 1. Dezentler Alkoholgeruch. 2. Im Zimmer geirrt. 3. Somit kein Handlungsbedarf. Ohnehin gilt: An der Schulter des Alkoholikers rüttle, so lange du willst.

Ich schlafe weiter. Am Abend erst habe ich mir in der Kneipe nebenan die Hausschlüssel geholt. Für die WG, in der ich nun bis auf Weiteres wohnen will. Wegen meiner neuen Wissenschaftlerstelle an der hiesigen Uni. Es ist ein seltsamer Geruch im Haus.

»Also in der Wohnung«, hat der Vermieter am Telefon erzählt, »da sind schon drin: Ein Typ Marke Muskelprotz, eine Typin Marke Oberschlau. Von dir kriege ich 150 € je Monat inkl. Nebenkosten. Rest interessiert mich nicht. Hauptsache, ich bekomme das Geld. Bar am Monatsende.«

Am Rhein haben sie mal eine Wohnung ausgehoben, da waren 20 Afghanen drin. Weil der Vermieter vom Ausländeramt für jeden Kriegsflüchtling 400 bekommen hat. Und jeder Kriegsflüchtling dafür umgerechnet bei ihm drei Quadratmeter. Drei Quadratmeter Deutschland sind besser als 600.000 Quadratkilometer Krieg. Sagte der Vermieter vor Gericht, als die Richterin fragte, warum er die Menschen wie Tiere halte. Ich verurteile Sie wegen Betrug des Ausländeramtes und sittenwidriger Mietverträge zu soundso. Sagte die Richterin dann.

Morgens ist Frühstück. Ich sitze an einem Holztisch und kaue Brot von gestern. Kaffee ist ein fernes Gerücht. Also Supermarkt heute. Ein kräftiger männlicher Körper in Boxershorts und Muscle-Shirt kommt.

»Morgen«, sagt der Körper.

»Du hast heute Nacht in meinem Zimmer geschlafen«, sage ich freundlich.

»Ich schlafe immer im ersten Zimmer, das offen ist.«

Der Körper überlegt. »Von der Wohnungstür aus gesehen. Schließ lieber ab. Anna macht es auch so. Dann finde ich mein Zimmer besser. Nur wenn ich richtig betrunken bin, hau ich eine verschlossene Tür ein. Aber das ist selten.«

»Aha«, sage ich, und nach einer Weile. »Und wie ist Anna drauf?«

»Wirst sie schon kennen lernen. Mein Name ist Eumel.«

»Nicht wirklich.«

»Elmar, Eumel, ist doch egal. Hab mich dran gewöhnt. Alle nennen mich Eumel. Selbst wenn ich mit Anwalt komme und so.«

»Ich heiße Tom.«

»Na siehst du, Tommel sagt keiner zu dir. Musst du deine Alten nicht hassen.«

Eumel zielt auf mein Gesicht wie eine Schrotflinte.

»Meine Alten kannst du gar nicht mehr raus lassen«, sagt er. »Mein Vater reißt im Wohnblock dauernd die Aushänge ab, und meine Mutter hat einen epileptischen Hund.«

Ich kehre aus meinen Gedanken zurück.

Eumel schneidet sich ein Brot aus dem Kühlschrank raus.

»Oberstes Fach Eumel, mittleres Fach Anna, darunter deines. Ist klar?«

»Ist klar.«

Eumel kaut an seinem Brot. Kaffee ist immer noch ein fernes Gerücht.

»Also«, sagt Eumel, »soviel vorweg: Anna war mal Investment Bankerin in den USA. Dann pleite und Job weg wegen Lehmann und so. Hat dann drüben noch ein bisschen in Autos gecampft. Ist dann wieder rüber nach €-Zone. Miete hier zahlt die Hartz IV-Mafia. Auto-Dauercampen ist ja bei uns verboten. Jetzt studiert sie angeblich Physik, Schwerpunkt Astronomie.«

»Wo ist sie denn?«, frage ich.

»Keine Ahnung. Frag sie doch selbst.«

Keine Ahnung heißt: Anna ist noch in ihrem Zimmer. Danach duscht sie. Axe. Wer mal Investment war, duscht immer mit Axe oder teurer. Lieber ist man arm und verschuldet, als dass man nach Armut riecht.

Anna kommt rein. Sie schaut auf den Boden. Ich bin nicht da.

*Bin ich dein Körper, dein Gesicht? Wer hat uns erschaffen?  
Und wieder verloren?*

Zu Eumel sagt sie: »Hab heute Prüfung in Ex-Physik. Bin zu spät dran. Kannst du mal die Zeit anhalten?«

Eumel nimmt seinen Riesenarm mit dem Riesenbizeps und drückt gegen etwas in der Luft.

»Bin so stark, kann die Zeit anhalten«, sagt Eumel zu mir.

»Relativ-Theorie«, sagt Anna und schaut mich zum ersten Mal an. »Geht wirklich.«

»Alles klar«, sage ich.

Anna stürzt sich kalte Milch den Hals runter. So wie die Niagara-Fälle.

»Ich habe bald keine kalte Milch mehr«, sagt sie.

»Find ich ja spannend, dass du Astronomie studierst«, sage ich.

»Ich nicht«, sagt Anna.

»Warum machst du es dann?«

»Gibt keine Menschen da draußen.«

Das Frühstück ist zu Ende. Ich gehe Sachen sortieren. Anna stürzt los. Eumel hält noch eine Weile die Zeit auf.

Nachmittags ist Anna wieder da. Ich frage: »Wie lief die Prüfung?«

»Fünf. Kam zu spät. Keine Fragen, keine Antworten. Einfach fünf.«

»Hat Eumel wohl die Zeit nicht richtig angehalten.«

»Nein, hat er nicht.«

»Eumel sagt, du warst mal Investment Banking?«

»Iwo. Erzählt er über jede Tussi, die nicht seinen kleinen Johannes lecken will. Tussi sei Investment Bankerin. Weil dann die Leute die Tussi hassen.«

»Und bald sagt er, du seist Griechin, wart's ab.«

Zum ersten Mal ein Lächeln in Annas Gesicht.

»Ja, kann schon sein.«

»Was machst du?«, fragt Anna.

»Ich ...«

Anna ist schon wieder weg in ihrem Zimmer. Ich räume die Küche auf.

*Heimkinder sind Verteilungskinder. Das eine da, das andere dort. Damit sie für immer Suchende sind.*

Erster Tag also zu Ende. Was würde Sherlock Holmes jetzt sagen? Dr. Watson, Ihre Meinung? Watson: So und so und dies. Holmes, grausam wie immer: Ihre Ermittlung des Naheliegenden ist verblüffend. Watson: Schluckt. Also Holmes, was meinen denn Sie? Holmes: Hm, einiges ist in der Tat bemerkenswert. Eumel, also Eumel ist nicht tief, da ist das Gehirn in den Oberarm gewandert. Und der Johannes wahrscheinlich kleiner als der kleine Finger. Aber Anna? Da ist eine Wand. Watson: Eine Wand?

Ich bin im Flur und sauge. Niemand hat jemals diesen Flur gesaugt. Vielleicht ist das der Geruch. Der Sauger ist so alt,

dass die Sicherungen schon vom Zugucken rausfliegen. Doch die Sicherung ist tapfer. Eine halbe Minute kann ich saugen. Dann macht es Peng. Alle Lichter sind aus. Tiefkühltruhe verstummt. Anna kommt aus ihrem Zimmer. Und brüllt: »Idiot, was machst du? Hab zwanzig Prozesse seit Stunden laufen. Kann ich alles von vorne starten. Und die Daten sind weg.«

»Musst dich bei der Sicherung beschweren oder beim Staubsauger, nicht bei mir.«

Ich lug einen Spalt durch ihr Zimmer. Auf ihrem Schreibtisch stehen vier Monitore. Zwei auf dem Boden dazu. »Was für Prozesse denn?«

»SETI und so.«

»SETI?«

»Search for Extra-Terrestrial Intelligence. Ein globales Verbundprojekt. Kriegt jeder Teildaten von Teleskopen und so und analysiert sie nach auffälligen Mustern.«

»Nach auffälligen Mustern? Was ist denn auffällig?«

»Das Unregelmäßige. Dann ist es vielleicht Leben. Intelligentes mit Sendeleistung.«

»Ich denke, du suchst die Einsamkeit da draußen?«

»Es sind ja keine Menschen.«

»Aber Aliens ...«

»Du raffst es nicht.«

»Nein, nicht wirklich.«

Anna ist wieder weg. Tür zu und so. Ich falte den Staubsauger zusammen und gehe in die Küche. Eumel grinst in sein Gerücht von Kaffee hinein.

Er sagt: »SETI und so ein Alien-Scheiß. Nein, die macht Cyber Crime. Tracken von Kreditkartennummern, heimliche Abbuchungen und so. Kriegt die für jeden Deal 1% von der Cyber Gang.«

»Kennst dich ja aus, Eumel, mit den Cyber Gangs.«

»Wirst schon sehen, Tommel.«

»Du bist doch nur rachsüchtig, weil sie auf deinen Johannes nicht anspringt.«

»Ha ha.«

Ich sitze nachts in der Küche. Bin aufgestanden, um ein Glas kalte Milch zu trinken. Weil auch Schlaf ein fernes Gerücht ist. Ich höre die Tür. Anna kommt nach Hause. Geht in die Küche.

»Warst spazieren?«, frage ich.

»Du liest wohl nichts über Datenschutz und Persönlichkeitsrechte, oder?«, sagt Anna.

Eumel am nächsten Morgen weiß wieder alles.

»Sie leckt nachts die Laternenständer ab. Wegen Eisenmangel. Nachts sieht es keiner.«

»Ha ha. Dafür gibt es doch Eisentabletten.«

»Hat kein Geld. Ich sagte doch: Investment Banking.«

Drei Tage später kommen Eumel und ich vom Einkaufen nach Hause. Eumel ist wieder so stark, er schleppt eine Kiste Wasser und Bier mit seinem Zeigefinger. Als wir in unsere Straße einbiegen, sehen wir ein Polizeiauto. Direkt vor unserem Haus.

»Wirst sehen, wegen Anna«, sagt Eumel.

Wir betreten das Haus. Gehen rauf zum dritten Stock. Da ist unsere Wohnung. Die Polizei ist im zweiten Stock in der Wohnung unter uns. Hat die Tür aufgebrochen und eine Leiche gefunden. Daher kam dieser Geruch. Ein Nachbar erzählt uns: Kripobeamte rein und gleich wieder raus mit grünem Gesicht. Anblick sei nicht so jedermanns Sache. Ein um die sechzigjähriger. Schon eine ganze Zeit.

Wieder ist Nacht. Als wäre es immer Nacht. Ich sitze in der Küche und esse. Anna kommt aus ihrem Zimmer. Mit Mantel und Koffer.

Ich frage: »Du verreist?«

Anna: »Reisende soll man nicht aufhalten.« Und: »Ich besuch ein paar Erinnerungen.«

*Kann sich die Erinnerung, eines Tages, erinnern? Wann fällt dir auf, dass du ein Trauernder bist?*

Wieder kommen Eumel und ich vom Einkaufen. So als würden wir immer nur einkaufen. Wieder ist Polizei im Haus. Wieder in der Wohnung mit dem Toten. Eumel sagt nichts. Ein Kripobeamter zeigt uns seinen Ausweis und will wissen, wo Anna ist. Eumel sagt: »Sie ist seit zwei Tagen weg. Wir wissen es nicht.«

»Sind Sie ihr Freund?«, fragt der Ausweis den Eumel.

»Nein, und der da auch nicht.« Eumel zeigt auf mich.

Der Ausweis wird gesprächig. Haftbefehl wegen Anna. Anna? Ja, Anna. Der Tote aus der unteren Wohnung ist ihr Vater. Aha. Die Kripo schleppt alles aus Annas Zimmer ab. Computer, Unterlagen usw. Dann zieht der Ausweis weiter, andere Mieter befragen.

»Na siehst du«, sagt Eumel. »Hab es doch immer gesagt. Was meinst du, Tommel?«

»Anna ist nun bei den Sternen. Ist doch klar.«

Die Wohnung ohne Anna fühlt sich seltsam an. Zwei Tage später packe ich alles zusammen und gehe auch. Es wird Zeit. Was würde Sherlock Holmes zu allem sagen? Vielleicht: Es ist nicht einfach, seine verlorene Schwester zu finden. Und: Der Bruder half mit. Watson: Doch warum den eigenen Vater? Holmes: ›Vater‹ ist manchmal nur eine Chiffre. Watson: Für was? Holmes: Sagen wir, für: Verhungern am gedeckten Tisch.

## Arthur

Arthur hockte auf einer Bank im Stadtpark, es war die Frühlingssonne zu schwach noch, um die Knochen, die Haut aufzukochen, er fror, sein Kopf schmerzte in diesem fast arktischen Wind. Bald musste er zurück, zur Arbeit, in wenigen Minuten, hinter seinen im Weg stehenden Schreibtisch, seine unbeteiligten Schubladen, sein dumpf klingelndes Telefon. Ein Kind kam, trat heran, Arthur bemerkte es erst, als es unmittelbar vor ihm stand, ein Mädchen, gutgebaut, mit ozeanischen Augen fast, die alles hätten verschlingen können, wären sie lebendiger, stürmischer gewesen. Aber sie schienen erschöpft, diese Augen, das Blau in ihnen fast windstill, geglättet, vom Frieden, vom Tod. Ein Mann stand neben dem Kind, er hielt das Mädchen an seiner Hand, der Mann sprach zu Arthur, der langsam aufwachte aus seiner Mittagsgruft, Arthur hörte den Mann reden, immer deutlicher:

»Guter Mann, lange schon bin ich unterwegs, laufe seit Tagen von einer Örtlichkeit zur anderen, von Amt zu Amt, und kaum habe ich demzufolge noch die nötige Kraft, auch diesen Tag zu bestehen. Doch vielmehr noch ist dieses Kind, obwohl kräftig gebaut, müde und ruhebedürftig, wie Sie leicht feststellen werden. Darum ist es mein Wunsch, das Kind bei Ihnen zu lassen bis zum Anbruch der Dunkelheit, bis also meine Besorgungen beendet sind und ich mich des Kindes wieder annehmen kann, um es zur Nachtruhe zu betten. Es kann nicht weiterhin mitkommen, sehen Sie seinen erschöpften Körper, seine leeren Augen, es braucht Ruhe, und allein lassen irgendwo ohne Beaufsichtigung

kann ich es nicht, zu viele dunklen Gestalten sind überall. Helfen Sie mir. Bewachen Sie es. Trösten Sie es, gegen Abend bin ich zurück.«

Arthur schaute den Mann an, mit offenem Mund, ihm war, als liefen durch seine Mundhöhle ständig Ameisen hinaus und hinein, er musste den Mann anscheinend kennen, wer sonst, wenn nicht ein Bekannter, ein wenn auch flüchtiger Freund, konnte ein solches Anliegen vorbringen? Doch dieses Gesicht war ihm fremd, auch das Kind, er kannte es nicht, er fror und musste zurück bald zur Arbeit. Er antwortete, mühsam, sich festhaltend am Holz seiner Bank:

»Guter Mann, auch wenn Sie mir unbekannt sind, so begreife ich sehr wohl Ihr Anliegen, Ihre Besorgnis um dieses Kind, das in der Tat erschöpft und ausgelaugt wirkt. Jedoch in wenigen Minuten muss ich zurück zu meiner Arbeit, und habe infolgedessen kaum jene Zeit, mich um dieses Kind zu bemühen, und auch Sie kennen mich nicht, wie ich zu behaupten wage. Haben Sie keine Verwandten, keine guten Bekannten, die sich des Kindes annehmen könnten, solange Sie unterwegs sind? Ich meinerseits muss fort, bald fort, ich kann Ihnen nicht dienen, begreifen Sie bitte.«

Es schien Arthur, als liefen diese unsichtbaren Ameisen, Insekten jetzt in seinem Schädel herum, die Hirnhaut entlang hinter die Augen, auch die Beine waren fast taub noch in diesem grönländischen Frühling, der Blick des Kindes ging auf den Boden hinab wie ein Abflussrohr. Der Mann entgegnete Arthur, vorschlagend, bittend:

»Wo arbeiten Sie? Es ist weit? Sie könnten das Kind mitnehmen, es in Ihrem Zimmer auf einen Stuhl setzen, Sie werden Ärger nicht haben mit ihm, es wird einschlafen bald. Später treffen wir uns an dieser Stelle, oder wo auch immer Sie es wünschen. Ich werde mit den Besorgungen mich beeilen. So könnte ich gegen den achten Schlag der Kirchturmuhr wieder zurück sein. Helfen Sie mir.«

Arthur hörte, Arthur stockte in seinen Gedanken, er glaubte sich zu drehen in einem zu großen Kreis, in einem immer schneller sich umher wirbelnden Karussell. Er schaute das Kind an, seinen Mund, der wohltuend war wie das Orgellied in einer Kirche.

»Zugegeben, nicht allzu weit ist es zu meinem Büro, dennoch kann ich Ihrem Anliegen nicht nachkommen, viel zu laut und unruhig ist es bei meiner Arbeit, das Telefon klingelt, ich muss hinaus und fort zum Direktor, Untergebene kommen und wollen Befehle, Vorgesetzte kommen und erteilen Weisung. Wir beide kennen uns nicht, warum schlagen Sie solches mit dem Kind mir vor, unbegreiflich erscheint mir Ihr Handeln. Zudem bin ich nicht verheiratet, wie soll ich den Mitarbeitern erklären, woher dieses Kind kommt? Und könnte nicht auch ich eine von jenen Gestalten sein, vor denen Sie Angst haben? Nichts wissen Sie von mir, nichts ist Ihnen bekannt.«

Arthur Taubheit war fort, das Leben regte sich wieder in seinen Beinen, seinem Kopf, die Ameisen wichen zurück, er fragte sich, warum er Verteidigungsreden hielt, zu nichts war er einem Fremden verpflichtet, er wollte aufstehen, einfach davongehen, als der Mann fortfuhr, mit festerer Stimme, so fest, dass Arthur von dieser Stimme zurückgedrängt wurde auf das sibirische Holz seiner Bank: »Guter Freund, mit freundlichen, bittenden Worten habe ich es versucht, in der Hoffnung, Sie selbst könnten allein zur Einsicht gelangen und meiner Bitte entsprechen in Ihrem eigensten Interesse. Nun gut, es ist dem nicht so. Also muss ich auf Folgendes Sie hinweisen: Das Kind werde ich bei Ihnen lassen und allein meinen Besorgungen nachgehen, wie auch immer Sie sich entscheiden. Sollten Sie sich des Kindes nach meinem Fortgehen annehmen, so ist es gut. Sollten aber auch Sie forteilen und das Kind allein hier zurücklassen, so bedenken Sie bitte: Es könnte dem Kind etwas zustoßen.

Vielleicht stürzt es, ertrinkt es, vielleicht auch begegnet es einem solchen, der Kindern nachstellt, wo immer er kann und sie erstickt mit grob gehauenen Händen. Sollte das Kind also nach Ihrem Fortgehen verschwinden oder entkleidet und tot aufgefunden werden in einem der in diesem Park befindlichen Büsche, so werde ich den Kriminalinspektoren sagen, Sie hätten sich, ein guter Bekannter von mir, bereit erklärt, auf dieses Kind acht zu geben bis zu meiner Rückkehr; da nun aber das Kind verschwunden oder tot sei, hätten also Sie sich in großem Maße verdächtig gemacht, diese gräuliche Tat begangen zu haben, sodass man Sie suchen und aufspüren wird, daraufhin auch lange verhören wird. Sie werden die Tat zu Recht ableugnen, werden bestreiten, mich jemals gesehen zu haben, aber wer wird Ihnen glauben? Wohl niemand. Warum auch sollte ich, der Vater des Kindes, mein Kind zurücklassen bei einem Fremden, warum auch solches tun ohne Ihr Einverständnis? Vieles weiß ich von Ihnen, auch wenn wir uns niemals gegenüber gestanden haben bisher, so dass der Kommissar, der Anwalt des Staates, der Richter viel eher mir glauben. Und nicht einen einzigen Freund haben Sie, und kennen demzufolge niemanden, der glaubhaft versichern könnte, dass ich kein guter Bekannter von Ihnen bin. Allein verbringen Sie Ihre Abende, Ihre Wochenenden, sind einsam, Ihre näheren Verwandten tot oder verschollen. Und bei dem, was ich weiß über Sie, wird man mir glauben, dass ich Ihnen bekannt bin seit langem, auch wenn sie es tapfer zu leugnen versuchen. Sie haben also die Wahl: Sich anzunehmen des Kindes, bis ich zurück bin oder vielleicht ein Verbrechen zu ermöglichen, schließlich verhört und dann abgeurteilt zu werden für eine Tat, die Sie nicht wirklich begangen haben.«

Arthur stutzte, wie wenn des Nachts auf einmal Fensterscheiben zu Bruch gehen im eigenen Haus. Er fühlte in seinem Innern diese Worte drohend umherwandern, polternd,

dumpf, wie ein schweres Pferd auf gepflasterter Straße. Woher wusste der Fremde, wie er lebte, wie er die Abende verbrachte, allein, in ein Bierglas hineinschweigend, auch am Tage mit kaum jemandem sprechend, wenn es die Arbeit nicht erforderte? Er wollte aufstehen, entfliehen dem nordischen Wind, zurück zu seiner Arbeit, aber etwas hielt ihn zurück, er sah in Gedanken den Richter, der nichts glaubte von dem, was Arthur ihm vortrug zu seiner Verteidigung, er sah ein Gefängnis, in dem er Jahre verbrachte, unschuldig und sich unablässig vorwerfend, warum er nicht damals diesen einzigen Nachmittag geopfert hatte für dieses Kind, dessen Tod man ihm vorwarf, er sah sich verfolgt, geschändet von den anderen Gefängnisinsassen, erhängt in der Zellentoilette, gebrochen wie ein Streichholz, das man nicht mehr gebraucht. Die Angst spannte in ihm ihre Segel, gleich einem Schiff, das an Fahrt schnell gewinnt. Vor Tagen erst war ein kleines Mädchen gefunden worden, halb entkleidet und tot. Arthur glaubte Fieber zu haben, er riss sich zusammen, antwortete mühsam, stockend, wurde dann ruhiger, gefasster. Und sprach:

»Erstaunt bin ich darüber, dass Sie, erst freundlich und bittend, nun diesen Ton meinen anschlagen zu müssen, der darauf schließen lässt, dass Ihr Kind Ihnen kaum etwas bedeutet, denn allzu sonderbar und scheußlich sind doch die Gedankenspiele, die Sie betreiben, um mich zu einer Handlung zu bewegen, die zu begehen mir nach wie vor fern liegt. Was ist, wenn dies gar nicht Ihr Kind ist? Was ist, wenn Sie selbst dieses Kind entführt haben vor Tagen, und sich seiner entledigen wollen, aber nicht den Mut haben, es zu töten, sondern es einem Fremden in die Hand geben, der es zur Polizei bringt und somit selbst in des Messers Schneide hineinflücht? Denn wer auch würde mir glauben, dass mir ein anderer, der Entführer persönlich, dieses als vermisst geltende Kind gegeben hat in die Hand?«

Fast lachte Arthur und wollte sofort gehen, zur Polizei, um dem diensthabenden Wachmann zu erzählen, was ein Fremder von ihm begehrte. Aber Arthur fiel ein, dass der Fremde dann fort sein würde, wenn er mit dem Wachmann zurückkehrte an die Sitzbank im Stadtpark, und dass der Wachmann, der keinen Fremden mit Kind zu sehen vermochte, Arthur anschauen würde mit seltsamem Blick. Arthur hörte die Stimme des Fremden:

»Sie sind, guter Freund, im Irrtum, sehr liebe ich dieses Kind, und weiß doch keinen anderen Weg als den Ihnen genannten, denn mit mir zu kommen auf die Ämter, die niemals zuständigen und mich stetig weiterschickenden Behörden, wäre sein sicherer Tod, und Geld besitze ich nicht, um ein Zimmer zu mieten oder dergleichen. Ich bin der Vater, und habe es nicht entführt, und nirgendwo wird es vermisst. Doch sollten Sie nicht bei ihm zu bleiben gewillt sein, so zwingen Sie mich, nach seinem womöglichen Verschwinden der Polizei Ihren Namen, Ihre Adresse zu nennen, die ich gut kenne.«

Arthur hörte jemanden seinen Namen nennen. Nicht der Fremde war es, der sprach. Sondern das Kind. Das Kind hatte leise, mit silbriger, reiner Stimme seinen Namen gesprochen, wie eine Musik rieselten diese kindlichen Laute an Arthurs frierendem Körper hinab, er sah auf das Kind, sein ärmelloses Kleid, die tiefen Augen, das Gesicht, schön wie ein vergessenes Ornament. Wer hatte jemals seinen, Arthurs, Namen genannt? Niemals war Arthur den beiden, Kind und Mann, begegnet. Doch vieles gaben sie vor zu wissen über ihn. Er fühlte sich gefangen, ausgeliefert, gleich einem Eingeborenen, von dem man eine Fotografie hat und diese übers Feuer hält.

Wieder hörte Arthur den Fremden: »Ich muss, teurer Freund, nun davon, zu vieles ist zu erledigen, als dass ich noch länger verweilen könnte bei Ihnen, redend, darstel-

lend, bittend. Es bleibt das Kind nun bei Ihnen zurück, mitzukommen wäre sein sicherer Tod. Ihre Situation habe ich Ihnen geschildert, also überlegen Sie sorgfältig: Wie gut befestigt ist die Grenze zwischen einem Verdacht und einem Urteil? Wissen Sie es? Es wachen wenige an dieser Grenze. Niemand hat starke Mauern gezogen dort. Also seien Sie weise. Ich muss fort nun.«

Der Mann war weg plötzlich. Zurück blieben Arthur, das Kind, der antarktische Frühling in beider Knochen. Längst hätte er zurück zur Arbeit finden müssen. Seit langen Minuten. Man würde es bemerkt haben. Man nahm vieles ernst in seiner Firma. Arthur nahm das Kind. An die Hand. Setzte es neben sich auf die Bank. Die Beine des Kindes reichten nicht bis an den Boden. Sie baumelten hinab, als zerrten Mühlsteine an ihnen herum. Wie taub blickte das Kind auf den Kiesweg, der durch den Stadtpark sich grub. Sein Haar floss um die kleinen Ohren herum, wanderte die Stirn hinab, bis fast in die Augen, die Meerengen waren, in die sich ein Sturm hinein gedrängt hatte. Seine wunden Hände umrahmten das Holz der Parkbank. Sein Rücken krümmte sich, als sei der Kopf zu voll mit Erinnerungen. Arthur schaute das Kind an. Schön war es, mit seinen weichen Knien, Armen und Beinen. Es muss jedes Kind schön sein, dachte Arthur, sonst geht es zugrunde. Erst der Erwachsene wird hässlich, so dass ihn zu töten nicht schwer fällt im Krieg.

Arthur stand auf. Er musste zur Arbeit. Bald. Nicht sofort. Er nahm das Kind bei der Hand. Die kleine, rechte Hand des Erdenbürgers penetrierte seine. Ein wenig humpelte dieses Kind. Sie gingen einige Schritte, Vagabunden waren sie, die nicht mehr vorankommen im Morast. Niemand sonst war in der Nähe. Die Arktis hatte alle vertrieben. Arthur blieb stehen. Verließ den Weg. Ging auf ein Gebüsch zu. Es war niemand zu sehen. Arthur schaute sich um. Legte seine Hand auf den Mund. Nicht auf seinen. Auf den des

Kindes. Zog das Kind ins Gebüsch, wie ein Sanitäter einen Verwundeten aus dem Feuer des Gegners. Zog das Kind aus, bis ihm überall junge Haut entgegen duftete. Das Kind wehrte sich nicht. Es war wie tot. Arthur spürte etwas vor seinen Augen: Das entkleidete Kind. Arthurs langsame Bewegungen. Die Augen des Kindes, die den Mann über sich anstarrten, als hätten sie all das schon viele Male gesehen.

## Gottes Schiff

*Wann werde ich schlafen?*

*Wann essen, mich waschen, für ein sauberes Hemd?*

*Es ist keine Zeit mehr für all dies.*

Der Piepser erreicht mich im Halbschlaf. Wer die Erde verloren hat, verliert den Schlaf. Chronobiologie nennen sie das. Hier draußen sind wir ohne uns selbst. Nur die Technik ist mit uns. Roboter. Virtuelle Wesen. Elektromagnetische Wellen. Computer. Netzwerke. Niemand sah je unser Ziel.

Ich höre Eds Stimme durch den Piepser. »Geheimrat, kannst du kommen? So was wie hier hab ich ... ehrlich gesagt ... noch nicht gesehen.«

Geheimrat. Wegen meiner Vorliebe für alte Bücher. Wenn man zu lange unterwegs ist, braucht man ein altes Buch.

Ich erhebe mich aus einem Trümmerhaufen von Schlaf.

Auf dem Monitor sehe ich die Tatort-Position: Paradise Dream, Maria Promenade. Rotlicht-Viertel. Falsches Fleisch. Ich sage zu Ed: »In zehn Minuten bin ich da.«

Fahrstuhlfahrt 200 Stockwerke tiefer. Bis 500 m über dem Boden. Doch was ist ein Boden? Wir sind eine gefaltete Welt. Aus Kunststoff und Stahl. Und drehen uns. Langsamer, als eine Leiche vergeht. Künstliche Schwere. Künstliche Tage.

Die Transportkapsel kommt. »Paradise Dream.« Eine freundlich unfreundliche Stimme: »Bitte anschnallen. Ankunft in 05:27.«

Ich lasse die Fenster verdunkeln. Irgendwann hat man genug gesehen. Wir sind: Auf der Reise zu Maria. Weil Maria in ihrem Schoss schmerzhaft die Erlösung gebar. Aber man kann Hoffnung nicht essen.

Am Tatort Ed und Eva. Ed ist mein Assistent. Eva die IT-Expertin.

Ed führt mich durch die Kabinengänge. Es sind dünne Fluchten mit jeweils 8 Kabinen auf jeder Seite. Leidenschaft ist immer anonym. Immer vergeblich.

»Es geht um Gang 7, Reihe B«, sagt Ed.

Ich frage: »Wo ist das Opfer?« Ed: »Die Opfer ... «

Meine Augenbrauen wandern nach oben. Ed sagt, als habe er den Mund voller Staub: »Alle in 7B sind tot. Wir haben 8 Leichen.«

Wann haben wir das letzte Mal Erde in den Händen gefühlt?

Ed öffnet die erste Kabine. Verbrannter Kunststoff, verbranntes Fleisch.

In den Kabinen steigen die Bedürftigen nackt in diese dicken Gummi-Anzüge. Kein Stück Haut bleibt frei. Kabel und Biomechanik an jeder Stelle. Als diese Anzüge serienreif wurden, schrien alle: Niemals mehr müssen Menschen sexuell missbraucht werden. Und Andere brüllten: Eine Grenze ward überschritten.

Ed hat den Kopfüberzug der ersten Leiche bereits entfernt. Ich werde mich nie an diese Fratzen gewöhnen. Wenigstens ist es kein Kind. Ein Kind kann nicht sterben. Nur verenden. Alle drei Tage finden wir tote Kinder irgendwo auf diesem Schiff. Von fürsorglichen Eltern.

Ed: »So sieht es in ganz 7B aus.« Ich frage: »Kein technischer Defekt?«

Ed schüttelt den Kopf. Als müsse er Wasser heraus schwenken. »Eva, kommst du mal her?«

Eva kriecht aus einer der Kabinen. »Geheimrat, pass auf, da ist ein 1 Gig/s Datenkabel aus Kupfer, das jede der 8 Kabinen versorgt. Am Kabeleingang hat einer der Wartungsroboter einen Generator angebracht und etwa 30.000 Volt durch gejagt. Das hat für alle gereicht.«

»Ein Wartungsroboter?«

Eva: »Ja, war gehackt. Wir konnten den Hack zurückverfolgen bis zu einer irregulären Adresse, ohne jede Zuordnung.«

Ed: »Na, schöner kann ein Tod nicht sein. Sterben, wenn dein Johannes oder deine Johanna verglüht. Ich meine, du siehst und fühlst alles über diese Anzüge. Habs auch mal gemacht. Es ist wie echt. Und du kannst deinen Traumpartner designen.«

»Und wie sah dein Traumpartner aus?«, frage ich.

»Möchte ich jetzt ohne Anwalt nicht sagen«, hunzt Ed.

In seiner Stirn bewegt sich etwas: »Apropos Anwalt: Der CEO möchte dich sprechen. Mit seinen drei Anwälten. Virtuelle Dreifaltigkeit.«

»Wo?« Ed zeigt mir den Weg: »Pass auf, was du sagst.«

Halbdunkler Raum. Wände aus abgeschaltetem Licht. Der CEO hockt an einem Tisch, als würde er seit dem Anbeginn der Zeit dort sitzen. Gesicht wie aus einem Brett. Auf dem Tisch ein Mikro. Der CEO steckt sich einen Kopfhörer ins Ohr, dessen Kabel in ein Notebook führt.

»Meine Anwälte. Ich darf unser Gespräch aufzeichnen?«

»Bitte bitte«, sage ich.

Der CEO fängt an: »Also, Sie werden verstehen, dass wir auf größte Diskretion Wert legen. Wenn sich herumspricht, dass man bei uns bei der schönsten Sache der Welt auf diese Art umkommt, nicht auszudenken für das Geschäft.«

Der CEO macht eine Pause. Als würde er seinen Anwälten im Notebook zuhören.

Ich frage: »Haben Sie irgendeine Vermutung?«

Der CEO sagt: »Ab und an erhalten wir von religiösen Spinnern Drohungen. Vielleicht waren die das. Aber vorstellen kann ich es mir eigentlich nicht.« »Warum nicht?«

Der CEO faltet die Hände vor seiner Nase zusammen. Als würde er gleich zu beten beginnen. So wie die Religiösen.

»Also, so einen Wartungsroboter zu hacken ist schon ziemlich schwer.«

»Warum sollen religiöse Fanatiker das nicht können?«, frage ich.

»Man braucht einige Codes, um da rein zu kommen. Den haben nur unsere Leute und ...« »Wer noch ...?«

Der CEO lauscht wieder in den Kopfhörer. Dann sagt er: »Nein, nur wir.«

Dann fragt er: »Was haben Sie jetzt vor?«

»Wir nehmen die acht Leichen mit. Sie geben uns zusammen mit einer Liste aller Ihrer technischen Mitarbeiter die Identitäten der Leichen.«

»Die Anonymität unserer Kunden ist unantastbar.«

»Sie geben mir die Identitäten, oder meine Diskretion ist antastbar.«

Der CEO seufzt. »Ok, Sie kriegen die IDs.«

Ich frage weiter: »Wie ist der Ablauf hier in Ihrem Bordell?«

»Sie kennen den Mechanismus der Beleidigungsklage?«, fragt der CEO. »Wir nennen es ›Love Center‹, nicht Bordell.«

Er macht eine Pause. Dann sagt er: »Also, die Leute checken vorne ein mit ihrem User Name und gehen dann in die ihnen zugewiesene Kabine. Dort wählen sie ein existierendes Profil aus oder definieren sich ein eigenes. Haarfarbe, Körperbau, Geschlecht, Vorlieben, Alter, alles von 4 bis 120 Jahren. Und dann rein in den Anzug.«

»Von 4 Jahren an? Sie erlauben virtuelle Kinder als Sexualpartner?«

Der CEO öffnet den Mund. Als würde er nicht genug Luft bekommen. Dann lehnt er sich zurück. Offenbar haben seine Anwälte ihm etwas Beruhigendes gesagt.

»Wir haben die Lizenz dafür.«

Ich gehe zurück zu meiner Truppe. Ed verpackt gerade die Leichen. Ich erteile Kommandos. »Ed, Eva, ihr übernehmt die Leichen I-III bzw. IV-VI. Ich die beiden letzten. Identität, Beruf, Umfeld, Freundeskreis. Alles, was ihr rauskriegen könnt. Man hat es vermutlich nur auf einen der acht abgesehen, der Rest war Nebenwirkung. Morgen 9:00 Treffen.«

Ich fahre nach Hause. Um Gottes Schiff einmal zu Fuß zu durchqueren, brauchst du drei Wochen. Doch niemand geht diesen Weg. Wir starteten nicht, und wir werden nicht landen. Inter-Generation, so nennen wir uns.

Meeting am nächsten Tag. »Was habt ihr?«

Ed: »Also, zwei Leichen sind interessant. Einmal Jenny Meyer, 40 Jahre, arbeitete in der Logistik. Sie hat ein Geheimkonto mit Beträgen, die unmöglich von ihrem Gehalt kommen können.«

Ich: »Gut. Die zweite Leiche?«

Ed: »Zahir bin Yusuf, Doktorand der Physik. Vor einer Woche war ein Einbruch bei ihm und seiner Mutter in der Wohnkapsel. Hab im Raubdezernat nach Details gefragt. Der Bruch sollte aussehen wie von Kleinkriminellen. War aber nur vorgetäuscht, sagt Dez Raub.«

Ich: »Wie kommen die darauf?«

Ed: »Die Fingerabdrücke vom Bruch stammen von einem, der zwei Tage vor dem Einbruch gestorben ist. Künstlerpech, wenn man mit gefälschten Fingern unterwegs ist.«

»Ok, Eva, du gehst der Sache mit Jenny Meyer nach. Ich interviewe die Mutter von Zahir. Ed, du schaust dir seinen Arbeitsplatz an.«

Unterwegs lerne ich den Namen der Mutter. Señora Umm Aisha bint Halim. Wir haben von jedem Volk welche dabei. Eine Arche Noah, die nicht sein soll. Die Mutter empfängt mich mit den Augen des Stillstands: Mein Kind ist tot.

»Señora, ist Ihnen irgendetwas aufgefallen an Ihrem Sohn in den letzten Monaten. Hatte er vor irgendetwas Angst?«

»Angst? Mein Herr, mein Sohn hatte immer Angst. Schon als Kind. Das lag an seinem Vater. Zahir und ich waren die Körper für die Angst meines Mannes.«

»Wovor hatte Ihr Mann Angst?«

»Vor allem. Dass uns etwas zustößt. Dass er sich verschuldet. Dass er nicht rein ist. Vor zwei Jahren starb mein Mann. Aber die Angst überlebte in seinem Sohn und mir.«

Jeder in unserer Welt scheitert an seinen Erinnerungen. Ich sage: »Nun gut ... Was war mit dem Einbruch?«

»Ich kam eines Tages von der Arbeit. Die ganze Wohnkapsel war durchwühlt. Alle Zimmer, alle Schränke, Tresor, alles aufgebrochen, die Festplatten aus den Rechnern genommen.«

»Die Festplatten?«

»Ja, weiß nicht, was die wert waren. Mein Sohn hat die Technik immer von der Uni mitgebracht. Vielleicht waren das teure Platten.«

»Wissen Sie, ob Ihr Sohn öfter ins ›Paradise‹ gegangen ist?«

»Ich wusste nicht, dass er da überhaupt hin ist. Nun ja, er hatte schon seit längerem keine Freundin mehr. Ich kam in den letzten Wochen nicht ran an ihn. Er hatte sich irgendwie völlig in sich zurückgezogen. Ich dachte morgens, da geht ein Fremder zur Arbeit.«

Sie vergräbt ihr Gesicht in den Händen. Ihr Sprechen wird zu einem Gurgeln und Schluchzen.

»Bitte gehen Sie. Bitte.«

Ich verlasse ihre Wohnkapsel. Anruf an Silent Care. Wieder eine Selbstmordgefährdete. Von 100 hier bringen sich nach der Statistik 17 um. Wir sind ein reisender Friedhof. Niemand weiß, was mit den Leichen geschieht. Einer von den medizinischen Diensten nahm mich mal zur Seite: Bio-Reservoir. Wenn man so lange ohne Tankstelle unterwegs ist, wirft man nichts weg. Plötzlich ist Ed am Piepser.

»Geheimrat, kannst du mal kommen? An die Uni, Institut für Physik?«

Offenbar sind wir auf der richtigen Fährte.

Ed steht schon am Eingang: »Pass auf. Einer der anderen Doktoranden, Pete Miller, der mit Zahir eng zusammen gearbeitet hat, ist seit dem Tag vor Zahirs Ermordung verschwunden. Hab ihn bereits zur Fahndung ausgegeben. Der Doktorvater sagt, dass Wissen über Computernetze hatte er, um Hacks durchzuführen.«

Ich gehe zum Doktorvater. Arroganter Hochakademiker. Als würde er selbst das ganze Schiff steuern.

Ich frage: »Auf welchem Gebiet hat Zahir gearbeitet?«

»Stellarstatistik.« Er schaut mich an wie einen Käfer, dem man die Mathematik erklären soll. »Geht es etwas genauer?«

»Er hat Sternkarten erstellt und die Sterne quantitativ erfasst. Ich meine, das, was wir hier sehen, hat kein Teleskop auf der Erde jemals erfassen können.«

»Wir müssen seinen Rechner beschlagnahmen.« »Das wird schwierig.« »Warum?« »Der wurde schon abgeholt.« »Von wem?«

»Vom IT-Dienst der Uni. Gestern. Das ist kein seltener Vorgang, dass die was zur Reparatur holen. Und da wusste noch niemand von dem Mord.«

Ed fragt beim IT-Dienst nach. Ergebnis: Die Auftrags-signatur war gefälscht. Der Rechner ist verschwunden.

Ich frage den Doktorvater. »Haben Sie Sicherungen von Zahirs Rechner?«

»Hab ich nicht. Ist Sache des Doktoranden. Haben Sie noch weitere Fragen, ich habe zu tun.«

Ed und ich nicken uns zu. Diese Spur riecht.

Abends noch einmal Meeting. Jenny Meyer hat nichts ergeben. Die Geheimkonten sind durch eine Erbschaft bedingt. Sie wollte das Geld wohl nur vor ihrem Mann verste-

cken. Abends Anruf von der Fahndung. Sie haben Zahirs Arbeitskollegen. Pete Miller. Er war in den Lagerhallen. Dort, wo Tausende Illegale sich tummeln wie Maden in einer Mülltonne.

Ich gehe in die Verhörzelle. »Pete, warum sind Sie einen Tag vor Zahirs Ermordung verschwunden?«

Petes Augen sind Glasstücke aus Angst. Er sagt keinen Ton. Nach einer Viertelstunde verlasse ich den Raum. »Bringt ihn zurück in die Zelle.«

Eine halbe Stunde später klingelt der Piepser.

»Geheimrat, Pete möchte dich sprechen. Allein.«

Ich gehe in seine Zelle. Pete sitzt auf dem Bett.

»Ich sage Ihnen, was ich weiß, wenn Sie mir garantieren, dass niemand außer Ihnen mich hören kann. Keine Aufzeichnung, kein Mikro, gar nichts.«

Ich überlege. »Ich schau mal, was sich machen lässt.«

Ich gehe in den Nebenraum. Dort sitzen zwei von der Technik.

»Könnt ihr das Abhören mal zehn Minuten sein lassen? Sonst bekomme ich kein Geständnis.«

Der eine Techniker nickt und bedient einen Schalter. Der andere isst weiter an seinem Butterbrot.

Ich gehe wieder zu Pete. »Sie können reden.«

Pete fängt an. Ich habe das Gefühl, sein Reden ist ein Wasserfall. Als habe er seit Wochen sein Redewasser hinter einem Damm zurückgehalten. Einem Damm, der nun bricht. Das Wasser ist hell und durchsichtig.

»Also, merken Sie es sich gut, was ich Ihnen sage, denn ich glaube nicht, dass ich das lange überleben werde. Und ich rate auch Ihnen, jemanden in Ihr Vertrauen zu ziehen. Falls auch Sie eliminiert werden sollten.«

Ich nicke müde. Verschwörungstheorie also. Jeder dritte ist auf diesem Trip. Pete wässert weiter. Das Wasser ist immer noch hell. Gewöhnliches Wasser.

»Zahir kam vor zwei Wochen zu mir mit den Auswertungen seiner Photoplaten von einem der Teleskope, das wir ganz oben auf der obersten Kapsel unseres Instituts installiert haben. Er legte mir zwei Bilder vor, beide zum Doppelstern HIP 24780 A/B. Bei dem ersten Bild betrug der Abstand zwischen beiden Sternen eine astronomische Einheit, beim zweiten neun.«

Sein Redewasser wird dunkel und undurchsichtig.

Ich frage: »Und ...?«

Petes Wasser sprudelt weiter: »Die Aufnahmen haben nur einen zeitlichen Abstand von 48 Stunden.«

Das Wasser ist immer noch dunkel.

»Ich verstehe nicht. «

Petes Wasser läuft weiter.

»Sie kennen in ungefähr die Ausmaße unseres Heimatsystems, nehme ich an? Sonne, Erde, Mars, die äußeren Planeten?«

»Ja«, sage ich.

Petes Wasser wird mit einem Mal unangenehm heiß.

»Also diese Bilder von Zahir würden, übertragen auf unser Heimatsystem, etwas in der Art besagen: Die Erde steht an einem Tag neben Mars, dort wo sie hingehört, und zwei Tage später viel weiter draußen bei Saturn etwa. Weit ab von ihrer regulären Umlaufbahn. Am nächsten Tag ist sie dann wieder da, wo sie hingehört.«

Ich sage: »Das wäre unmöglich.«

»Ja, das wäre unmöglich. Mit den Gesetzen der Himmelsmechanik nicht zu erklären.«

Ich überlege. Doch für mich wird Petes Wasser wieder kühler.

Ich grinse ihn an: »Ein Messfehler des Teleskops. Oder eine falsche Übertragung auf die Photoplaten.«

Pete grinst nicht. »Das dachten Zahir und ich zuerst auch. Zwei Wochen haben wir alles wieder und wieder überprüft.

Die Daten und ihre Umsetzungen waren korrekt. Kein Messfehler. Nichts.«

Ich schweige. Petes Redewasser wird auf einmal so schmutzig und warm, dass ich schwitze. Pete sagt: »Aber ein Stern kann auch nicht innerhalb von 48 Stunden derartige Distanzen im All zurücklegen.«

Das Wasser aus Petes Mund ist siedend heiß.

»Es gibt nur eine sinnvolle Erklärung für dieses Phänomen. Und die Tatsache, dass Zahir ermordet wurde, spricht sehr dafür.«

Ich schaue ihn fragend an. Plötzlich merke ich, wie etwas in mir zittert. Pete fährt fort: »Das, was dieses Teleskop um uns herum aufgenommen hat, ist nicht echt.«

Ich habe das Gefühl, vor Fieber zu glühen. Mein Mund ist voller Magensäure.

Pete spricht, als würde er über seinen Stuhlgang reden: »Der Sternenhimmel, der uns alltäglich umgibt, auf unserer endlosen Reise zum Planeten Maria, ist eine Simulation.«

»Bitte was?«

»Eine Simulation entlarvt sich dann, wenn ihr ein Fehler unterläuft. Das Hüpfen dieses Sterns auf Zahirs Photoplaten war ein solcher Fehler. Zahir hat ihn durch Zufall bemerkt.«

Kochendes Wasser scheint mein Gesicht, meine Haut zu verbrennen.

Pete fährt fort, als würde er aus einem Buch vorlesen.

»Irgendjemand gaukelt uns seit Jahrhunderten vor, dass wir auf einem riesigen interstellaren Raumschiff durch das All reisen. Diese Simulation spiegelt die bei einer solchen Fahrt notwendigen langsamen Verschiebungen der Sterne vor. Es ist offenbar ein Computerprogramm, das diese Lichtpunkte auf riesige Projektionsflächen um unser Raumschiff herum einspielt. Manchmal eben fehlerhaft. Zahir musste sterben, weil er einen dieser verräterischen Fehler entdeckt

hat. Vielleicht war es auch der erste und letzte Fehler, den diese Simulation je gemacht hat. Aber ein einziger Fehler kann ausreichen, eine Illusion zu zerstören.«

»Wozu das Ganze? Warum?«

Petes Wasser versiegt. Er wird ruhiger. So als sei er nun erlöst.

»Vielleicht sind wir nur ein Experiment für ein Schiff, das noch kommt. Ich weiß es nicht. Es gibt so viele mögliche Erklärungen.«

»Warum sind Sie nicht an die Öffentlichkeit mit ihren Erkenntnissen?«

»Wer hätte uns geglaubt? Sicherlich nur die, die eingeweiht sind und uns seit Jahrhunderten betrügen. Und erst als Zahir ermordet wurde, wusste ich, dass wir wirklich richtig lagen mit unseren Vermutungen.«

Pete spricht nicht mehr. Sein Wasser, giftig und ohne Hoffnung, ist eine schwarze, in mir versickernde kochende Brühe. Ich stehe auf. Ich bete, dass die beiden Techniker Wort gehalten haben. Ich gehe in den Raum nebenan.

Ein Körper liegt leblos auf dem Boden. Aus ihm rinnt eine dunkle Flüssigkeit hervor. Der andere Techniker steht vor mir, in der linken Hand das Butterbrot. Mit der anderen Hand richtet er eine Waffe mit Schalldämpfer auf mich. Ich spüre einen Schlag gegen meine Stirn. Alles wird dunkel. So als seien alle Sterne, alle Lichter des Nachthimmels auf einmal erloschen.

## Die Hinrichtung

Vieles war diskutiert worden, manches auch hatten wir entschieden, und unsere Versammlung ging ihrem Ende zu, als sich ein älterer Herr, der die ganze Zeit über schweigend auf seinem Platz gesessen hatte, mit einer Handbewegung erhob, um Ruhe bat und folgendes sprach: »Meine sehr verehrten Mitstreiter und Mitstreiterinnen, ich möchte Sie um Verzeihung bitten dafür, dass ich Sie nun mit einer Angelegenheit belästigen muss, die wenig mit dem bisher zur Sprache Gekommenen zu tun hat, nichtsdestotrotz aber jetzt an dieser Stelle zu erwähnen ist, da sie nicht für mich, sondern für uns alle von großer Bedeutung ist, worin Sie mir, wenn ich alles Notwendige gesagt haben werde, sicherlich beipflichten werden, auch wenn ich dann nicht mehr unter Ihnen sein sollte. Folgendes also muss ich Ihnen darlegen: Dieser Mann dort ...« und er zeigte auf eine Person, die einige Stühle weiter am Tische saß »dieser Mann, der mir bis heute ein Unbekannter war und der auch, was man ohne Mühe wird bestätigen können, kein Mitglied unserer ehrenwerten Vereinigung ist, dieser Mann also ist mir heute Abend, auf meinen Weg in unsere Versammlung, als ein mich in unehrenhafter Weise Verfolgender aufgefallen, was mich außerordentlich beunruhigte. Womöglich folgte er mir schon von dem Zeitpunkt an, an dem ich spät nachmittags am Bahnhof eintraf, um mich von dort aus zu Fuß in dieses Dorf zu begeben, in dem nun unsere Versammlung stattgefunden hat. Ich glaubte ihn während meines etwa zweistündigen Fußmarsches mehrmals abgeschüttelt zu haben,

musste aber wiederholt feststellen, dass dem nicht so war und er mir weiterhin folgte, wobei er mich dann und wann sogar in täuschender Absicht überholte und in der nächsten Wegkurve meinem Blickfeld entschwand, dann aber in den dichten Wald einbrach, um einige Minuten später erneut hinter mir aufzutauchen. Des weiteren gab er oft eigentümliche, grunzende und schmatzende Laute von sich, die mich sehr irritierten, und sprach mehrmals deutlich hörbar das Wort »Endgeheimnis« aus, welches mir zwar angesichts der besorgniserregenden Lage unserer Nation nicht unpassend erschien, dann aber wiederum aufgrund der Tatsache, dass ich verfolgt wurde, äußerst rätselhaft war. Wie Sie nun aus der Anwesenheit dieses Mannes hier bei unserer Versammlung schließen können, habe ich meinem Verfolger (der mich vielleicht schon seit Jahren beobachtet, ohne von mir bemerkt worden zu sein) den Zielort meines Fußmarsches nicht verheimlichen können, was ich zutiefst bedauere. So bleibt zu überlegen, was nun zu tun ist. Ich habe mir erlaubt, während unserer Versammlung einige Gedanken darüber zu machen, und will Ihnen meine Entscheidung mitteilen: Auch wenn in den Stunden unserer Zusammenkunft keine Dinge zur Sprache gekommen sind, die zu verheimlich einem Fremden gegenüber notwendig wäre, und auch wenn ich diesen Mann in meinem verbleibenden Leben vielleicht nicht ein einziges Mal mehr noch sehen würde, so erzeugt dennoch allein schon die Möglichkeit, von ihm weiterhin verfolgt und von mir unbemerkt beobachtet zu werden, von ihm eines Tages dann vielleicht im Schlaf auf grausame Art überrascht und missbraucht zu werden, in mir eine unerträgliche Angst, der sich auszusetzen mir mit einem würdigen Leben unvereinbar scheint. Gewiss: Es ist Angst Schuld und Schuld nichts anderes als Angst; so lautet eine der tieferen Einsichten in die Zusammenhänge des Lebens, und dennoch sehe ich für mich keinen anderen Ausweg als die

nun folgende Tat, für die ich um Ihr Verständnis bitten muss. Ich will nun schließen, denn das Reden hat mich sehr angestrengt; ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.«

Und er zog, bevor wir reagieren konnten, eine Pistole aus der Jackentasche, erschoss den Herrn, der nach seinen Angaben ein Verfolger war, mit zwei Schüssen in den Kopf und in den Bauch, um sich anschließend selbst durch einen Schuss in den Mund zu töten, so dass wir von einem Moment auf den anderen zwei Tote unter uns hatten.

## Grammatikstunde

Liegend auf ihrem Bett Sie, in ihrem Zimmer, der Raum dunkel fast, ihr zitternder Blick wandert die Wände entlang, ihr Haar, ihre Haut glühend heiß, und doch friert sie. Sie schließt die Augen, für Stunden, für Jahrhunderte, wie ihr scheint, und sehnt sich nach einer Hand, einem Arm, sie aufnehmend, ohne Wunsch, ohne Fragen. Dann, nach langer Zeit, eine Stimme, wie aus weiter Ferne klingend zu ihrem Ohr:

»Klara ...! K-l-a-a-r-a-a-a ...!«

Klara aus ihrem Tagtraum erwachend, und langsam die Augen öffnend. Vor ihr, im Gang zwischen den Schulbänken, stehend der Lehrer Weidemann, Besitzer der von Klara soeben vernommenen näselnden Stimme, grausame Inkarnation der deutschen Grammatik, und deren Tücken und Fallen auf eine Weise intonierend, als sei auf einer verbeulten Trompete noch ein löchriger Dämpfer drauf. Die letzte Stunde an diesem Donnerstag in der Klasse 5C, die Hitze draußen schwappend nach ihnen wie heißes Wasser aus riesigen Kübeln, fast alle sehnen sich nach dem Klingeln zum Unterrichtsende, die Zeit schon nicht mehr kriechend, sondern stillstehend, tot, vertrocknet.

»Meine liebe Klara«, so Weidemann weiter näselnd, »w-ä-r-e es nur die Tatsache, dass du minutenlang aus dem Fenster starrst, w-ü-r-d-e ich dies noch verkraften. Doch wenn du dann noch die Augen schließt, als w-ä-r-e dir mein

Unterricht und zudem noch die deutsche Grammatik völlig gleichgültig, ist es mit meinem gutem Willen vorbei. Also, du bist jetzt dran, wir behandeln Zeitadverbien, nenne mir einige davon ...«

Klara den Lehrer anschauend, kein Wort bringt sie hervor, als drücke eine unsichtbare Hand den Hals ihr zu. Ihr Schulkamerad Lars nebenan ihr etwas zuflüsternd, nur undeutlich, so als ob er durch Wasser ruft.

»V-o-r-h-e-r .... n-a-c-h-h-e-r- ... d-a-n-a-c-h ...«.

»Ich danke dir, Lars«, so Weidemann derart näselnd, als sei seine verbeulte Trompete nun auch noch ins Wasser gefallen. »Aber ich habe nach meiner Erinnerung nicht dich gefragt, sondern die Dame neben dir ... «

Er blickend auf Klara, diese den Kopf gesenkt, und Weidemann fort fahrend:

»Also, Klara«, flüstert Weidemann, »bilde bitte, bitte einen Satz mit dem Zeitadverb ›danach‹. Das solltet ihr zu Hause üben und aufschreiben, mit Kennzeichnung der Satzstruktur.«

Das »Bitte, bitte« wie zwei Peitschenhiebe klingend, Klara schaut auf das Heft auf ihrem Tisch, Tränen leise einschließend in ihre Augen, alles an Bildern, Gedanken überschwemmend, alles, und plötzlich wieder diese offene Tür in der Hinterwand ihres Schädels, die Tür aus ihrem Kinderzimmer heraus in den Flur des oberen Stockwerks. Kein Ton, den Klara aus ihrem Mund heraus bringt.

Danach

würde er

vielleicht

noch ein wenig

heraufkommen

»Also, Klara«, der Lehrer weiterhin deklamierend, »wenn ich dir helfen darf: ›Zuerst kaufte die Mutter Erdbeeren beim Obsthändler, danach ging sie zur Bankfiliale‹. Kannst du mir die Satzstruktur aufschlüsseln?«

Klara vor sich her blickend, hilflos, als liege ein Fels in ihrem Nacken. Weidenheim noch ein wenig wartend, dann geht er zurück zu seinem Lehrerpult, sein Notenheft hervorziehend wie einen Revolver, und einen Kugelschreiber stehend in dieses Heft.

»Es ist gut, Klara«, sagt er, gar nicht mehr näselnd, so erscheint es den anderen, »nein, es ist eigentlich gar nicht gut. Seit Monaten sind deine Leistungen nun mangelhaft, ich kann dir leider auch für diese Leistung nur ein ungenügend geben. Es tut mir leid.«

Klara sich auf ihrem Tisch, auf ihrem Stuhl verkriechend in einen unsichtbaren Panzer.

... ein Buch  
    lesen mit ihr  
        und danach  
            ausmachen  
                ... alles  
                    Licht ...

Das Hofklingeln dann, alle wie erlöst, dass sie nach Hause können, nur Klara sich windend und fragend, warum muss mein Körper nach Hause?